

Liebe: Wenn Frauen fremdgehen

DIE WELTWOCHEN



Nummer 32 – 10. August 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

FILMFESTIVAL
LOCARNO
Hollywood der
Bundesbeamten

JUNGE ASYLBEWERBER

96 Prozent verschleiern ihre Identität

GESCHICHTE

Wie links war
Hitler?

NATIONALRAT

Pardini und die
PKK-Fahne

BREXIT

EU freut sich
zu früh

DANIEL ROTH

Der frechste
Stadtschreiber
der Schweiz



MYTHOS ELEKTROMOBIL

Heimliche Umweltsünder



Burma auf dem Irrawaddy

mit dem neuen Boutiqueschiff RV Thurgau Exotic 3 ❄️❄️❄️



Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 1000.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

NEU Mandalay–Bagan–Nyaung Don (–Rangun)

14 Tage ab Fr. 3390.- (Rabatt Fr. 1000.- abgezogen, 28.09.17, 2-Bettkabine Hauptdeck Standard)

Links eine Pagode mit glitzerndem, goldenen Dach, rechts ein Tempel aus einheimischem Teakholz gefertigt – was gibt es Schöneres als von der eigenen Suite oder dem gemütlichen Sonnendeck aus die vorüberziehenden Landschaften zu erleben! Goldene Pagoden, beeindruckende Tempel, Rikschas und Pferdekutschen, farbige Märkte und freundliche Leute prägen das faszinierende Land und diese aussergewöhnliche Reise auf dem Irrawaddy. Zu den Highlights der Reise gehört das abwechslungsreiche Programm mit Rundfahrten in Mandalay, Bagan und Rangun, der unvergessliche Sonnenuntergang an der U Bein Brücke, aber auch die Besuche von ursprünglichen Dörfern und der Ruinenstadt Ava. Einen Einblick in die burmesische Kultur bieten ausserdem die Besuche einer Töpferei, einer Eisenschmiede und einer Zigarren-Manufaktur sowie die Aufführungen von burmesischen Tänzen und das Puppentheater an Bord der RV Thurgau Exotic.



RV Thurgau Exotic 3****

In Burma 2017 im Kolonialstil mit Hartholz gebautes Schiff für 32 Gäste. Elegant eingerichtet überzeugt es durch familiäre Atmosphäre. Die grosszügigen Suiten und Kabinen verfügen über Dusche/WC, Föhn, Safe, Klimaanlage. Die Suiten erstrecken sich über die gesamte Breite des Schiffes, auf dem Oberdeck verfügen sie über einen Privatbalkon. Im Restaurant finden alle Gäste gleichzeitig Platz. Eine Salonbar befindet sich auf dem Sonnendeck. **Nicht-raucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

*Programmänderungen vorbehalten
Details im Internet oder Prospekt verlangen*

Reisedaten 2017/18 Es het solangs het Rabatt

Mandalay–Nyaung Don (–Rangun)	
09.10.–22.10.17*	1000
29.10.–11.11.17*	500
08.12.–21.12.17	500
17.01.–30.01.18*	300
06.02.–19.02.18*	500
26.02.–11.03.18*	700

(Rangun–) Nyaung Don–Mandalay

28.09.–11.10.17*	1000
27.11.–10.12.17*	300
17.12.–30.12.17*	300
06.01.–19.01.18*	300
26.01.–08.02.18*	300
15.02.–28.02.18*	500

**nur noch wenige Kabinen verfügbar
Reisedaten 2018/19 auf Anfrage*

RV Thurgau Exotic 2****



- Neues Boutique-Schiff mit Privatbalkonen auf dem Oberdeck
- Suiten über die ganze Schiffsbreite
- Fahrt ins Irrawaddy Delta

Unsere Leistungen

- Flusskreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- 1 Übernachtung im 4-Sterne-Hotel in Rangun
- Flüge ab/bis Zürich mit Thai Airways in Economy (G-Klasse) inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Alle Ausflüge gemäss Programm
- Alle Transfers und Hafengebühren
- Lokale deutschsprachende Bordreiseleitung



Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Standard Hauptdeck	4390
Suite Hauptdeck	4690
Suite Oberdeck Mitte, Privatbalkon	4990
Suite Oberdeck vorne, Privatbalkon	5290
Front-Suite Oberdeck, Privatbalkon	5890
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage
Zuschlag Business Class	auf Anfrage

Weitere Reisen in Burma mit RV Thurgau Exotic 1&2

17 Tage ab Fr. 4790.-
(Rabatt Fr. 2000.- abgezogen, Suite Oberdeck vorne, VP, Flüge)

Reisedaten 2017/18 Es het solangs het Rabatt

RV Thurgau Exotic 1****	
Rangun–Mandalay	Mandalay–Rangun
21.11.–07.12.17	500
26.12.–11.01.18	500
20.02.–08.03.18*	900
07.11.–23.11.17	500

RV Thurgau Exotic 2****

Rangun–Mandalay	Mandalay–Rangun
17.10.–02.11.17*	900
13.02.–01.03.18*	700
03.10.–19.10.17*	2000
28.11.–14.12.17*	500

**nur noch wenige Kabinen verfügbar
Details zu den Programmen, Leistungen und Preisen im Internet oder Prospekt verlangen.*

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Jeannine Büsser oder Olivia Bissoli
Gratis-Nr. 0800 626 550

Thurgau Travel ❄️

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch



Attraktiver Tauschhandel: Kulturminister Berset.

Wer erstmals während des Filmfestivals in Locarno unterwegs ist, wird über die vielen nationalen Politiker, Spitzenbeamten und SRG-Kader staunen, die einem in den engen Gassen über den Weg laufen. Nirgends kommt die Liaison von Kultur und Politik dermassen zum Ausdruck wie an dem wunderbaren Ferienort im Tessin. Aber wie läuft das Zusammenspiel genau ab? Anlässlich der 70. Ausgabe des Festivals hat Kulturredaktor Rico Bandle während vier Tagen möglichst viele Empfänge und Partys besucht. An den üppigen, meist von Bundesämtern und staatsnahen Betrieben gesponserten Buffets findet ein für beide Seiten attraktiver Tauschhandel statt: Politiker erhalten etwas Film-Glamour und Aufmerksamkeit, die Filmbranche sichert sich die für sie überlebenswichtigen Subventionen. **Seite 20**

Es gibt wohl keine zweite deutsche Stadt, die den Geist des untergegangenen Preussen mehr atmet als Potsdam. Sie war die wichtigste Garnisonstadt der Hohenzollern, und hier steht das architektonische Kleinod Schloss Sanssouci. Architektonisch weniger gut gelungen war das Stadtschloss der Dynastie, weshalb es wohl kein grosser Verlust gewesen ist, dass die DDR-Machthaber die im Krieg zerstörten Reste abgerissen haben. Der Neuaufbau nach der Wiedervereinigung ist nun ebenso authentisch wie die Disney-Version von Neuschwanstein. Heute ist hier der Landtag von Brandenburg untergebracht. Ein Abgeordneter passt besonders gut hin: Alexander Gauland, der Spitzenkandidat der Alternative für Deutschland. Denn mit seinem Habitus des englischen Landedelmanns könnte er auch als preussischer Junker durchgehen. Redaktor Wolfgang Koydl hat sich mit dem 76-jährigen Politiker unterhalten. **Seite 44**

Ist es in einer globalisierten Welt möglich, ein Land völlig von der Aussenwelt abzuschotten? 25 Millionen Menschen von allen Informationsflüssen abzuschneiden? Ja, es ist möglich. In Nordkorea. Unser Reporter Klaus Zaugg wollte es nicht glauben. Aber ein einfacher Test vor Ort hat ihn überzeugt, dass es funktioniert: Bei jeder Gelegenheit hat er nach Roger Federer gefragt. Bei zufälligen Begegnungen mit Hilfe des Übersetzers, im Hotel oder im Restaurant. Roger Federer? Niemand hat den Namen je gehört. Aber umgekehrt gibt es kein anderes Land, über das wir so wenige verlässliche Informationen haben und das so sehr als Inbegriff des Bösen gilt. Wie ist Nordkorea wirklich? Die Eindrücke nach einer zehntägigen Reise sind verwirrend, aufwühlend, verstörend. Eines ist Zaugg klargeworden: Wir werden diesem Land nicht gerecht, wenn wir es einfach pauschal als «böse» bezeichnen. **Seite 46**

Die Kurdische Arbeiterpartei, kurz PKK, ist in Deutschland verboten. So weit geht die Schweiz nicht. Doch der Nachrichtendienst des Bundes stuft das Potenzial der PKK als bedrohlich ein. Was also tun, wenn Bilder auftauchen, die einen amtierenden Nationalrat zeigen, der vor einer PKK-Fahne referiert? Die journalistische Sorgfaltspflicht gebietet es, nachzufragen. SP-Nationalrat und Gewerkschafter Corrado Pardini, um den es geht, bestätigt: «Die Bilder sind echt.» Aber er findet, die von unbekannter Seite in Umlauf gebrachten Aufnahmen seien nicht der Rede wert, völlig irrelevant. Diverse schriftliche und mündliche Protestrufe Pardinis haben René Zeller nicht davon abgehalten, den fragwürdigen Auftritt des unzimperlichen Unia-Gewerkschafters zu thematisieren. **Seite 27**

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*)
Bildredaktion: Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-EFH
in 8127 **Forch-Küsnacht**
Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 83
www.ufdeforch.ch



5 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
in 8309 **Birchwil**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.soonbylepa.ch



3 Zi. Mietwohnung
in 8708 **Männedorf**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.loft-neugut.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
in 8414 **Buch am Irchel**
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
in 8708 **Männedorf**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.lagovista.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
in 8610 **Uster**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.art-one.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
in 8332 **Rumlikon**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.soonbylepa.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
in 8306 **Brüttisellen**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.lindenbuck.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
in 8135 **Langnau am Albis**
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34
www.bellesterrasses.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
in 8184 **Bachembülach**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.ridere-bachembuelach.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
in 8127 **Forch-Maur**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.amena-forch.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8603 **Schwerzenbach**
Christina Peter Tel. 044 316 13 02
www.3cosyhomes.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
in 8302 **Kloten**
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
www.soonbylepa.ch



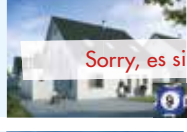
4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8143 **Stallikon**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.zuerikon.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
in 8102 **Oberengstringen**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.soonbylepa.ch



3 Zi. Mietwohnung
in 8706 **Meilen**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.haltenstrasse.ch



6 ½ Zi. Einfamilienhaus
in 8102 **Zweidlen-Station**
Christina Peter Tel. 044 316 13 02
www.terraverde-zweidlen.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
in 8181 **Höri**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.lilie-hoeri.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8476 **Unterstammheim**
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
www.heerenweg.ch




3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8493 **Saland**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8453 **Alten b. Andelfingen**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.vecciacasa.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
in 8610 **Uster**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.schwizerberg.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef  ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:
LerchPartner.ch/angebote



MINERGIE® Member
Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ
Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
7. - 10. Sept. 2017, Messe Zürich, Halle 6

SVIT
SVIT Immobilien-Messe in Zürich
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich

Cassis, Trump

Warum der US-Präsident mehr Eindruck macht als die Karrieristen, die für den Bundesrat Schlange stehen. *Von Roger Köppel*

Das Unwichtigste in der Schweizer Politik sind die Bundesratswahlen. Das ist nicht ganz richtig, aber auch nicht nur falsch. Da Bundesräte wenig zu bestimmen haben, ist nicht so entscheidend, wer in dieses Amt vorstösst. Klar, Bundesräte setzen den Ton, geben rhetorische Impulse, können Themen nach vorne bringen. Kleine Macht, aber erheblicher Einfluss. Man könnte etwas daraus machen. Generell aber werden für diese Funktion Personen ausgesucht, die keinen Anstoss erregen, die es allen irgendwie recht machen.

An der aktuellen Ausmarchung ist interessant, dass sich laufend neue Kandidaten aus immer neuen Anspruchsgruppen melden: Tessiner, Frauen, Französisch sprechende Frauen, Französisch sprechende Männer unter vierzig. Wann steigt einer für die im Bundesrat noch unterrepräsentierte Minderheit der französisch sprechenden Brillenträger auf die Barrikaden? Bezeichnend ist, dass die Fähigkeiten oder politischen Ansichten der Möchtegern-Bundesräte bis jetzt nicht die geringste Rolle spielen. Herkunft oder Geschlecht scheinen wichtiger.

Politiker, die sich offensiv für ein gutbezahltes Amt anbieten, ohne klarzumachen, warum sie dieses Amt anstreben und was sie konkret verwirklichen wollen, machen mich misstrauisch. Ich lese gerade ein hervorragendes Buch über den früheren britischen Aussenminister Lord Halifax, geschrieben von *Weltwoche*-Autor Andrew Roberts («The Holy Fox»). Halifax ist umstritten, weil er sich vor dem Zweiten Weltkrieg für einen Frieden mit Deutschland einsetzte, dann allerdings umschwenkte, als er Hitlers wahre Natur durchschaute. Seine grösste Leistung: Halifax hätte 1940 Regierungschef werden können. König, Parlament, die Linke und die einflussreichsten Politiker des Landes waren für ihn. Doch der hochadlige Favorit, von seinem Vater seit frühester Kindheit aufs Spitzenamt getrimmt, verzichtete zugunsten Churchills, den er als Kriegspremier für geeigneter hielt.

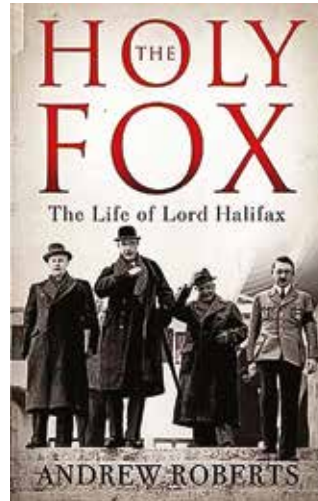
Wo gibt es heute Politiker mit der Kraft, auf ein prestigeträchtiges Amt zu verzichten? Oder wo sind die Politiker, die wenigstens bereit sind, für ihr Amt ein persönliches Opfer zu bringen? Die Karrierepolitiker, die derzeit für den Bundesrat Schlange stehen, streben den persönlichen Höhepunkt ihrer Laufbahn an. Für sie ist es ein beruflicher Aufstieg, wenn sie gewählt werden sollten. Bringen sie

Opfer? Im Gegenteil. Sie werden mehr Geld und Ruhm einheimsen, eine sichere Altersrente obendrein. Für den attraktiven Job halten sie sich zurück mit markigen Aussagen, auf die man sie behaften könnte. Wer wenig sagt bis nichts, kommt überall gut an. Botschaft: Wir sind kollegial und brav, pflegeleichte Mitglieder des Gremiums, ohne die Absicht, tiefere Spuren auf dem Teppich zu hinterlassen. Zum Glück ist es für die Schweiz nicht lebenswichtig, wer Bundesrat wird.

Das ist nicht böse gemeint, aber bleiben wir realistisch. Mehr Respekt verdienen Leute wie ausgerechnet der allseits verteufelte US-Präsident Donald Trump. Egal, wie man zu diesem typischen Amerikaner steht: Er hat es weder finanziell noch karrieretechnisch nötig, ein hohes Amt zu bekleiden. Wenn es ihm nur ums Image und um die Ehre ginge, hätte er einen billigeren und bequemeren Weg wählen können, ohne sich mit dem gesamten Establishment in Politik, Medien und Kultur anzulegen. Trump aber hatte den Mut, die unangenehmsten Probleme ins Zentrum zu stellen: sichere Grenzen, Deregulierung, Steuerenkungen, illegale Migration, islamischer Terrorismus, ausländische Verbrecher, übertriebene Globalisierung. Dafür musste er Prügel einstecken wie wohl noch kein US-Politiker vor ihm. Dass er sich das trotzdem antut und jetzt sogar seine Ziele gegen geballten Widerstand umzusetzen versucht, ist ein Hinweis dafür, dass ihm die Sache wichtiger sein könnte als Ansehen und Prestige des Amtes.

Trump wird als Egozentriker verschrien, aber wenn ihm sein Ego wirklich über alles ginge, hätte er sich nicht oder nicht so in dieses politische Stahlbad gestürzt.

Ohnehin ist es eine Lebenslüge der Erfolglosen, dass sie den Erfolgreichen immer vorwerfen, sie seien Egozentriker. Wer Erfolg haben will, braucht Selbstvertrauen, keine Frage, aber eben auch Gottvertrauen, den Glauben daran, dass es in aussichtslos scheinenden Zeiten irgendwie weitergeht und wieder besser wird. Erfolgsmenschen benötigen ein starkes Ego, aber sie brauchen vor allem die Disziplin, ihr Ego zu überwinden, um es in den Dienst einer Sache zu stellen; ohne Rücksicht auf die eigenen Interessen, das eigene Vermögen, die eigene Gesundheit. Nicht der Egozentriker, der seinem Ich huldigt, hat Erfolg, sondern der Idealist, der sein Ego einem Ziel unterordnet. Und was ist das Ziel? In ein hohes Amt zu kommen, Bundesrat, Präsident zu werden – das



Lord Halifax: Selbstverzicht.

reicht nicht. Letztlich kann auch das Amt nur das Mittel zu einem höheren Zweck sein. Zum Beispiel: die unangenehmsten Probleme eines Landes zu lösen.

Wer also nur Bundesrat werden will, ohne zu erklären, zu welchem höheren Zweck er dieses Amt überhaupt anstrebt, ist zwielichtig. Umgekehrt verdienen Politiker wie der ach so böse Trump Anerkennung allein schon dafür, dass sie den Mut haben, ein klares politisches Profil vorzulegen, Ziele und Absichten zu formulieren, an denen man sie messen kann. Unverständlich vor diesem Hintergrund ist auch die Aufregung, wenn sich Trump mit Tweets immer wieder in die Debatte einmischt. Diese Transparenz ist doch besser und ehrlicher als die gewollte, oft verlogene Nebelhaftigkeit unserer Karrieristen und Bundesratskandidaten, die ihre Standpunkte, sofern vorhanden, hinter Dunstschwaden und Allgemeinplätzen verstecken, um sich alle Fluchtwege offenzuhalten.

Die lebende Königin dieser Politik der gewollten Unverbindlichkeit, eine Art Gegen-Trump, bleibt Angela Merkel, eine Frau, die alles macht, um an der Macht zu bleiben, ohne zu sagen, zu welchem konkreten Ziel sie ihre Macht überhaupt verwenden will. Auch hier aber muss man die tieferen Gründe untersuchen. Nur Länder, denen es gutgeht, können sich bewegliche, ungreifbare Politiker dieses Schlags eine Zeitlang leisten. Sie sind das Symptom eines Wohlstands, den andere geschaffen haben. Noch geht es auch der Schweiz sehr gut, wie die aktuelle Bundesratswahl zeigt.

Eines unserer Ziele: Dass Patienten schnell wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Weibliche Untreue und die Folgen: Seite 60



Unmut in Schweizer Gemeinden: Eglisau. Seite 34



«Ich habe damals sowohl von links als auch von rechts schwere Kämpfe gehabt.»

Adolf Hitler: Seite 40

Titelgeschichte

- 16 **Mythos Elektromobil**
Kurzschluss unter der Motorhaube
- 18 **Technik** ETH-Professor Christopher Onder über den Dieselmotor

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar**
Freisinniges Geknorz
- 9 **Im Auge**
Ara Malikian, Teufelsgeiger
- 10 **Altersvorsorge**
Täuschung von links
- 10 **Personenkontrolle**
- 11P **Nachruf**
Christian Millau, Restaurantkritiker
- 14 **Mörgeli** Kadavergehorsam in der Monopolanstalt
- 14 **Bodenmann**
Nächstes Jordan-Opfer: Utzenstorf
- 15 **Medien**
Die Party der indirekten Demokratie
- 15 **Die Deutschen**
Pechvogel Christian Wulff
- 49 **Brief aus Berlin**
Warum geht es der SPD so schlecht?
- 50 **Ausland**
Eine amerikanische Seifenoper
- 51 **Brief aus dem Baltikum**

Inland

- 24 **Asyl für unbekannt** Der Bund duldet offenkundigen Missbrauch

- 25 **Köpferollen nach Schweizer Art**
Bundespolitik in Trump-Manier
- 26 **Bundesrat**
Das Kandidaten-Trio der FDP
- 27 **Corrado Pardini** Der SP-Nationalrat und die Fahne der militanten PKK
- 28 **Im Namen der Menschenrechte**
Manöver gegen die direkte Demokratie
- 31 **Doris Leuthard** Schaulaufen der Bundespräsidentin in der Eiswüste
- 32 **Der Krawall-Invalide**
Der Fall eines Sozialhilfebezügers
- 34 **Verbaute Zukunft** Die Schweizer Gemeindeautonomie ist gefährdet

Interview

- 44 **Alexander Gauland** Einschätzungen des Spitzenkandidaten der Alternative für Deutschland

Ausland

- 38 **Angela Merkel** Neues Buch
- 40 **War Hitler rechts?**
Die politischen Positionen des Diktators
- 42 **Brexit** Analyse von Historiker Andrew Roberts
- 46 **Lächeln im «Reich des Bösen»**
Reisebericht aus Nordkorea
- 51 **Carla Del Ponte** Rücktritt aus der Syrien-Kommission der Uno

Wirtschaft & Wissenschaft

- 36 **Riet Cadonau** Der leise Aufstieg des Schweizer Sicherheitskonzerns Kaba
- 38 **EU** Die nächste Krise steht vor der Tür

Kultur & Gesellschaft

- 20 **Hollywood der Bundesbeamten**
Reportage vom Filmfestival Locarno
- 22 **Rückblick** Anfänge der Filmfestspiele
- 54 **Charles Baudelaire**
Der erste Punk
- 55 **Lukas Bärfuss**
Sehnsucht nach dem grossen Ganzen
- 56 **One Direction** Die Solisten der erfolgreichste Boygroup
- 60 **Fremdgehen** Michèle Binswanger über Frauen, die nichts bereuen

Rubriken

- 12 **Kopf der Woche** Daniel Roth (CVP)
- 52 **Ikone der Woche** Lady Diana
- 58 **Die Bibel**
Splitter und Balken
- 58 **Knorr** «Eraserhead»
- 59 **Knorrs Liste**
- 59 **Jazz**
Nils Wogram Root 70
- 62 **Thiel** Sozialstriptease
- 62 **Namen** Naturgewaltige Töne an der Landquart
- 62 **Fast verliebt**
Falsche Orgasmen
- 63 **Unten durch** Im Rampenlicht
- 64 **Wein** Lirac, cool and hot
- 65 **Auto** Cayenne S Diesel Platinum
- 66 **Darf man das?/Leserbriefe**

Teilhaben an intelligenten und systemgestützten Anlagen.



100% Swiss
Made Asset
Management

Jetzt einsteigen unter [swisscanto.ch/regelbasiert](https://www.swisscanto.ch/regelbasiert) oder bei Ihrer Bank

Vernetzte Zukunft: Die ständig wachsende Datenmenge beeinflusst vermehrt auch die Anlagewelt. Unser Team ist Pionier für regelbasiertes Investieren mit robusten, eigenen Analysemodellen und einem überzeugenden, langjährigen Performanceausweis. Steigen Sie jetzt ein und profitieren Sie von unserer Expertise.



Swisscanto
Invest

by Zürcher Kantonalbank

Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für den Erwerb von Swisscanto Fonds sind die jeweiligen veröffentlichten Dokumente (Fondsverträge, Vertragsbedingungen, Prospekte und/oder wesentliche Anlegerinformationen sowie Geschäftsberichte). Diese können unter [swisscanto.ch](https://www.swisscanto.ch) sowie in Papierform bei der Swisscanto Fondsleitung AG, Bahnhofstrasse 9, 8001 Zürich, allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz und der Bank Cler, Basel, kostenlos bezogen werden.

Öffentliche Gedenkfeier

Samstag, 19. August 2017, ab 10.30 Uhr

Mehrzweckhalle/Festzelt, Flüeli Ranft OW

600 Jahre Bruder Klaus

Heiliger und Staatsmann

Festansprachen:

Vitus Huonder

Bischof des Bistums Chur

Christoph Blocher

alt Bundesrat

Grussadressen: Frau Landammann **Maya Büchi-Kaiser**
Bundesrat **Guy Parmelin**

Einführung: Nationalrat **Peter Keller**

Film-Szenen aus dem Leben und Wirken von Bruder Klaus

Anreise Zug: Ab Luzern oder Interlaken bis Bhf Sachseln.
Gratis-Bus-Transport zum Festgelände.

Anreise Auto: Flugplatz Kägiswil/Sarnen (Gratis-Parkplätze/
Gratis-Bus-Transport zum Festgelände).
Zufahrt nach Flüeli Ranft für Privatfahrzeuge gesperrt.

Bitte frühzeitig anreisen. Festbetrieb: 10.30 bis 18.00 Uhr.

«Die Schweiz mit Bruder Klaus»
www.bruderklaus-gedenkfeier.ch
IBAN: CH47 0078 0000 3441 6617 5



Freisinniges Geknorz

Von René Zeller — Im Bundesratszimmer grassiert Amtsmüdigkeit. Die Schweizer Konkordanzregierung braucht neue Köpfe, die ihre Parteien überzeugend repräsentieren.



Frischluf: Didier und Friedrun Burkhalter.

Böse Zungen behaupten, das Schweizer Polittheater sei nur dann nicht sterbenslangweilig, wenn Bundesratswahlen anstünden. Wir stehen also vor kurzweiligen Zeiten.

Die FDP allerdings sorgt nicht für gute Laune. Nach der Rücktrittsankündigung ihres ermatteten Aussenministers Didier Burkhalter hat seine Partei eigenwillig definiert, ein freisinniger «Lateiner» müsse es sein. Dass damit der Anspruch des Tessins auf einen Sitz im Bundesrat eingelöst werden könnte, ist willkommen. Fragwürdig ist hingegen, dass die FDP-Rennleitung explizit auch die in der Landesregierung übervertretene Westschweiz zur Kandidatenkür eingeladen hat. Und indem die Deutschschweiz kollektiv ins Abseits befördert worden ist, degradiert die FDP die anstehende Wahl zur regionalpolitischen Farce.

Der Westschweiz sei nicht verübelt, dass sie die Aufforderung zum Tanz annimmt. Immerhin wird so klar, dass Solidarität unter «Lateinern» inexistent ist. Es ist auch legitim, dass von links-grüner Seite ein feministisches Powerplay aufgezo-gen wird. Vor kurzem waren die Frauen im Bundesrat noch in der Übermacht (Calmy-Rey, Leuthard, Widmer-Schlumpf, Sommaruga). Weil aber Doris Leuthard ihren Rücktritt kurioserweise auf irgendwann zwischen jetzt und Ende 2019 annonciert hat, wird die Frauenfrage wieder bedeutungsschwanger.

Dies gesagt, ist der Schlachtplan der FDP ein Geknorz. Zwei Fragen dominieren: Muss es ein Tessiner sein? Und warum ist Ignazio Cas-sis keine Frau? Dagegen scheint es niemanden

zu interessieren, welche Positionen die Kandidatinnen und Kandidaten vertreten, inwiefern sie sich von der Konkurrenz abgrenzen, wohin die Schweizerreise gehen soll.

Dieser intellektuelle Leerlauf legt eine Schwäche der FDP offen. Die Partei ist programmatisch unscharf geworden. Wer ergründen will, wo das selbsternannte «liberale Original» verortet ist, muss *fact sheets* und Positionspapiere durchstöbern. Sucht die FDP einen Etatisten wie Burkhalter, der als Aussenminister die seismografischen Erschütterungen im eigenen Lande nicht wahrnahm? Oder setzt die Partei auf einen marktwirtschaftlichen Überzeugungstäter, der sich nicht hinter Allgemeinplätzen («Freiheit, Gemeinsinn, Fortschritt») versteckt?

Darum geht es doch: Die Schweiz braucht Bundesräte, die klare parteipolitische Werte ins Konkordanzgremium einbringen. Die FDP, rechts der Mitte verortet, braucht keine Galionsfiguren, die sich nach links verbiegen. Ob sie auf ihrem Haupt einen Zopf tragen oder eine Glatze, ist sekundär.

Weniger Kalkül, mehr inhaltlicher Wettbewerb: Dieser Wunsch bleibt über die engmaschig angelegte Sommerloch-Performance der FDP hinaus bestehen. Anzunehmen ist, dass neben Doris Leuthard weitere Bundesräte spätestens 2019 demissionieren werden. Finanzminister Ueli Maurer wird im Dezember 2019 seinen 69. Geburtstag feiern. Erwartet wird auch, dass der dannzumal 67-jährige Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann keine weitere Amtszeit in Angriff nehmen wird.

Der anstehende Generationenwechsel im Bundesrat ist willkommen. Allzu oft erweckte das Siebnergremium in jüngerer Zeit den Eindruck, die interne Streitkultur sei verkümmert. Der amtierende Bundesrat ist seit 2012 in praktisch unveränderter Besetzung zusammen. Dazugekommen ist nur Guy Parmelin. Routine macht träge. Erduldete Kompromisse sind schlechter als erstrittene.

Die Zeit ist reif für Frischluf im Bundesrat. Mehrfachvakanz sind eine Chance, sie eröffnen Varianten. Von den regierenden Parteien erwarten wir, dass sie dannzumal nicht mit dem Rechenschieber operieren, sondern mit starken Argumenten – und mit Köpfen, welche die jeweilige Partei überzeugend repräsentieren. Wenn die jetzige Bundesratskür als abschreckendes Beispiel dient, ist der Sache geholfen.

Mehr zum Thema: Seite 26

Spiel mir Ravioli



Ara Malikian, Teufelsgeiger.

Der Violine verdankt Ara Malikian, 49, sein Leben. Sein Grossvater Krikor überlebte im Jahr 1915 in der Türkei das Massaker an den Armeniern, weil ihn ein Freund mit einer Geige ausstattete und ihn als Orchestermitglied ausgab. So konnte er nach Griechenland und in den Libanon flüchten. Ara Malikians Karriere begann in einer gediegenen Zürichberg-Villa, mit einem Hauskonzert bei betuchten Musikfreunden, die ihn den richtigen Leuten empfahlen. Er war damals 21, ein Geigenvirtuose mit besten Ausbildungsadressen. Er wurde rasch als der «neue Paganini» etikettiert, hamsterte Wettbewerbspreise en masse, trat brav gescheitelt im Konzertsal moking in der New Yorker Carnegie Hall und in der Pariser Salle Pleyel und rund um die Welt auf. Aber dann entflo-h er den lähmenden Ritualen des Klassikbetriebs. Nigel Kennedy, der Punk mit der Violine, hatte es ihm angetan. Malikian hörte heimlich Jimi Hendrix, Led Zeppelin, und er begriff Paganini (1782–1840) plötzlich als den «ersten Rockstar der Musikgeschichte».

Malikians Haare wuchsen länger, der Bart wucherte. Er zog nach Madrid und startete mit der Geige eine grenzenlose Weltentdeckung: Zigeunermusik, die jüdische Klezmer-Tradition, der Tango Piazzollas, Flamenco, Hardrock, Jazz. Er komponierte die Filmmusik Almodóvars. Aber Bach, Vivaldi, Mozart, sein Klassikrepertoire liebt er weiter, er hat nur seinen Auftritt verändert. Die Subventionskrücken hat er weggeworfen. Und weil er alles kann, wird er dafür angefeindet als Clown und Scharlatan und verteidigt sich mit seiner neuesten CD, «The Incredible Story of Violin». Die lebensrettende Geige seines Grossvaters besitzt er immer noch. Am Konservatorium in Hannover spielten seine Mitschüler auf wertvollen Stradivaris und Guarneris. Er erfand einen klangvollen Namen für sein Erbstück: «Ravioli», gebaut von einem Alfredo Ravioli, und davon existierten nur fünf Stück. Er spielt sie noch bei besonderen Anlässen, etwa bei Benefizkonzerten für Flüchtlinge.

Peter Hartmann

Täuschung

Von Beat Gygi — Die Linken wollen die Altersvorsorge nicht wirklich sanieren.

Bundesrat Alain Berset verschärft seine Abstimmungspropaganda zur «Altersvorsorge 2020». Bisher konzentrierte er seine Werbeauftritte darauf, die Lage zu beschönigen und Widersprüche auszublenden. Nun ist er in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* zum Drohen übergegangen. An die Adresse der jüngeren Generation sagte er: «Wenn ihr nein stimmt, könnt ihr nicht sicher sein, dass ihr noch eine AHV-Rente bekommt.» Damit will er die Jungen davor warnen, zu sehr an ihre eigenen Interessen zu denken. Sie sollen ja sagen zum Weiterführen eines Systems, das immer mehr Geld von den Jüngeren zu den Rentenbezügern umverteilt.

Traum von der Volkspension

Die Vorlage bringt keine Reform. Bei den Anpassungen von AHV und beruflicher Vorsorge gelang es der Linken, wirkliche Sanierungsmassnahmen zu verhindern. Stattdessen wurde die Idee zementiert, die Lebensarbeitszeit keinesfalls der steigenden Lebenserwartung anzupassen, die jährlichen Renten auf jeden Fall zu halten und die länger werdende bezahlte Altersfreizeit so zu finanzieren, dass möglichst unklar ist, wer welche Kosten trägt. Damit die AHV nicht schon bald in Finanznöte gerät, soll einmal mehr die Mehrwertsteuer angezapft werden. Das merken viele nicht so sehr und reicht aus, um die AHV-Probleme ein paar Jahre zu überdecken, selbst wenn jetzt noch das 70-Franken-Zückerchen draufkommt.

Das Schummeln zieht sich durch die ganze Vorlage. Berset verspricht Stabilisierung, obwohl die AHV-Zahlen wegen der Zuwanderung zu rosig wirken. Wird berücksichtigt, dass die zuströmenden Neuzahler später zu Rentenbezügern werden, kommt man laut UBS-Ökonomen für die AHV auf eine Finanzierungslücke von rund 175 Prozent des Bruttoinlandprodukts, also über 1000 Milliarden Franken. Und mit Blick auf die Pensionskassen wird unterschlagen, dass die leichte Senkung des Umwandlungssatzes die Umverteilung von Jung zu Alt kaum bremst und dass die zweite Säule deshalb irgendwann vielleicht so morsch wird, dass nach einem stützenden Staat gerufen wird.

Pensionskassengelder in Staatshand – damit hätten die Sozialdemokraten ihre Volkspension durchgesetzt. Vielleicht kämpft Berset dertart energisch für seine Scheinreform, weil man so echte Sanierungsmassnahmen verzögern, Notlagen provozieren und einen Systemwechsel begünstigen kann.

Personenkontrolle

Leuthard, Sommaruga, Burkhalter, Pfister, Cavalli, Cassis, Pelli, Sorg, Widmer-Schlumpf, Hämmerle, Levrat, Wyss, Berset, Keller-Sutter, Wermuth, Chávez Frías, Maduro, Hadorn-Stuker, Ammann, Glarner, Moiré

Doris Leuthard (CVP), Vernebelungskünstlerin, gibt Rätsel auf. Weshalb die Bundespräsidentin ohne Not ihren Rücktritt thematisierte (ohne allerdings konkret zu werden), darüber rätselt halb Bern. Es könnte ein Signal an **Simonetta Sommaruga** (SP) sein, dass Leuthards Infrastrukturdepartement frei wird. Sommaruga schielt zwar schon lange darauf, doch seit **Didier Burkhalter** (FDP) überraschend seinen Rücktritt einreichte, überlegt sich die Bernerin einen Wechsel ins Aussendepartement (EDA). Leuthard sieht ihre Chancen schwinden, selber als Retterin der bilateralen Beziehungen mit der EU in die Geschichte einzugehen. Damit der CVP am Ende nicht das ungeliebte Justizdepartement bleibt, drängt nun CVP-Parteichef **Gerhard Pfister** weitere Bundesräte zum Rücktritt: Bei mehreren Vakanzen kommt bei der Departementsverteilung der Nachfolger für den amtsältesten Bundesrat (in dem Fall Leuthard) als Erster zum Zuge. (hmo)

Franco Cavalli, Urgestein, ärgert sich über den Bundesratskandidaten der Tessiner FDP, **Ignazio Cassis**. Als Tessiner Kantonsarzt habe sich Cassis noch linksliberal gegeben, im Bundesparlament sei er klar nach rechts gerutscht. Opportunistisch sei das, meckert der vom Marxismus beseelte Cavalli in der ultralinken *Wochezeitung*. Fast noch mehr ärgert sich der einstige Chef der SP-Bundeshausfraktion über **Fulvio Pelli** (FDP). Dass dieser hinter den Kulissen die Bundesratskandidatur Cassis' eingefädelt hat, steht für Cavalli fest. Obschon Pelli parteipolitisch längst zum alten Eisen gehöre, gebärde er sich im Tessin immer noch als FDP-Hausherr, spöttelt Cavalli. Da drängt sich ein Vergleich auf: Pelli war von 2005 bis 2012 Präsident der FDP Schweiz, bis 2014 sass er im Nationalrat. Cavalli amtete von 1999 bis 2002 als SP-Fraktionschef, 2007 trat er aus dem Nationalrat zurück. Wer ist frischer: der welke Freisinnige oder der greise Sozialist? (rz)

Michael Sorg, Lautsprecher, ist kein Mann leiser Töne. Der Medienverantwortliche der SP Schweiz steht im Ruf, politische Gegner und unliebsame Journalisten in den sozialen Medien



Barauszahlung: Schwinger Glarner.



Selbstbewusstsein: Ständerätin Keller-Sutter.



Flankenschutz: Nacktkünstlerin Moiré.

mitunter lustvoll abzukanzeln. Den Kollegen der *Basler Zeitung*, die auf faktenfreier Basis einen «Westschweizer Geheimplan» zwecks Sicherung der EU-freundlichen Mehrheit im Bundesrat wittern, trompetet Sorg entgegen: «Endlich! Was wäre so eine Bundesratswahl auch ohne Geheimplan und ohne linke Verschwörung.» Was der polemisierende SP-Mann nicht schreibt: Der letzte Geheimplan wurde vor zehn Jahren gedreht. Bei der Nacht-und-Nebel-Wahl von **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) zogen 2007 die verschwörerischen Fäden: SP-Nationalrat **Andrea Hämmerle**, SP-Präsident **Christian Levrat**, SP-Fraktionschefin **Ursula Wyss**, SP-Ständerät **Alain Berset**. (rz)

Karin Keller-Sutter, Freisinnige, hat sich in ihrer 1.-August-Rede auf spürbare Distanz zu ihrem Parteikollegen Bundesrat **Didier Burkhalter** begeben. In der St.Galler Gemeinde Zuzwil sprach sie sich gegen ein Rahmenabkommen mit der EU aus, welches die Schweiz verpflichten würde, die Gerichtsbarkeit des Europäischen Gerichtshofs zu akzeptieren.



«Neustart»: Nationalrat Wermuth.



«Altes Eisen»: Chefarzt Cavalli.

Allgemein mahnte die FDP-Ständerätin mehr Selbstbewusstsein der Schweiz in internationalen Verhandlungen an. Sie berichtete von einem Besuch im mexikanischen Parlament, wo in grossen Lettern der Satz prangt: «La patria es primero» – «Das Vaterland zuerst». Es sei «in Zeiten des etwas plumpen «America first» nicht ganz einfach, über dieses Thema zu sprechen», so Keller-Sutter. «Trotzdem finde ich, die Mexikaner haben recht. Die eigenen Landesinteressen kommen zuerst.» (fsc)

Cédric Wermuth, Chávez-Versteher, ist in den Sommerferien. Zuvor hat er aber all seine Einträge auf Twitter gelöscht. «So, mal wieder Twitter bereinigt – Neustart», schrieb er auf dem Kurznachrichtendienst und hängte ein fröhliches Smiley an. Der Löschaktion zum Opfer fiel auch die unvergessene Gratulation von Wermuth an den früheren venezolanischen Diktator Hugo Chávez Frías zu dessen «Wahlsieg». Am 8. Oktober 2012 schrieb Wermuth: «54+ % Herzliche Gratulation nach Venezuela». Der Kronprinz von Chávez' sozialistischer Revolution und heutige Präsident

Nicolás Maduro steuert Venezuela gerade auf einen Bürgerkrieg zu. Einen «Neustart» per Mausclick, den gibt es für die Venezolaner nicht; in den Strassen von Caracas fliesst Blut. (fsc)

Andrea Hadorn-Stuker (CSP), Feministin, hätte am 1. August ein Goal für die Frauen schiessen können. Turnusgemäss oblag es dem von Hadorn-Stuker präsierten «Politischen Frauenpodium» im zürcherischen Gossau, in diesem Jahr die Festrednerin für die Bundesfeier zu bestimmen. Der Vereinszweck des Frauenpodiums besteht in der «Förderung von Frauenanliegen». Was wäre also nähergelegen, als eine Rednerin zu mobilisieren? Stattdessen lud das Frauenforum Janos Ammann ein, seines Zeichens Mann und in der Führung der europhilen Operation Libero aktiv. Merke: Wenn es um die EU geht, dann tritt selbst bei hartgesottene Feministinnen das Geschlecht in den Hintergrund. (fsc)

Matthias Glarner kann mit Stieren nicht viel anfangen. Der Schwingerkönig bekam für seinen Sieg beim Eidgenössischen Schwingerfest 2016 als lebende Trophäe Siegermuni «Mazot de Crema» geschenkt. Dass der Hauptgewinn keine Hörner hatte, gab damals schon einiges zu reden. Trotzdem zog Glarner bei der Parade durch seine Heimatgemeinde Meiringen bei strömendem Regen den Muni an den Nasenringen durch das Dorf. Nun sorgt der Siegermuni erneut für Gesprächsstoff. Es stellte sich nämlich heraus, dass Glarner den Muni gleich nach dem Umzug wieder zurück nach Freiburg spedierte, wie die Zeitung *Le Temps* berichtete. Glarner habe für einen Zuchtstier keine Verwendung gehabt und liess sich deshalb den Wert des Tieres in bar auszahlen: 30 000 Franken. Und Stier «Mazot de Crema» beendete sein kurzes, aber glorreiches Leben als Siegermuni des Eidgenössischen Schwingerfestes in einem Freiburger Schlachthaus. (hmo)

Milo Moiré, Vorzeigefrau, stellt die Schweiz auf den Kopf. Gerade eben haben sich Politikerinnen unterschiedlicher Couleur aufgemacht, mit imposantem medialem Flankenschutz eine feministische Bundesrats-Wahlallianz zu schmieden. Doch kaum hat die Luzerner Nacktkünstlerin angekündigt, dass sie temporär einen deutschen Container bewohnen werde, bricht das mediale Interesse an politischen Vorzeigefrauen ruckartig weg. «Promi Big Brother» heisst die TV-Sendung, die den FDP-Frauen die Show stiehlt. Dem politischen Flaggschiff *Blick* verriet Milo Moiré, es sei eine «grosse Herausforderung, während zweier Wochen unter Dauerbeobachtung zu stehen». Wir befürchten eher, für die Boulevardzeitung werde es eine grosse Herausforderung sein, ihr Publikum in den nächsten zwei Wochen für die freisinnige Bundesratskür zu begeistern. (rz)

Nachruf



Weniger Opulenz: Restaurantkritiker Millau.

Christian Millau (1928–2017) — Henri Gault starb im Jahr 2000. Das Herz. Jetzt lebt auch Christian Millau nicht mehr. Er verstarb im Alter von 88 Jahren.

Das Vermächtnis der beiden Pariser Copains? Der «Gault Millau». Ein Guide, der unbekannte Köche berühmt machte, Trends aufspürte, Frankreichs Küche veränderte. Der knallgelbe Restaurantführer erscheint heute in zwölf Ländern, auch in der Schweiz.

Christian Millau war nicht «nur» ein Restaurantkritiker. Er hatte zuvor für *Le Monde* geschrieben; «grand reporter» nannte man ihn respektvoll. «Grand reporter» wollte er auch beim «Gault Millau» sein: Christian Millau verteilte nicht wie im Kindergarten nur Sternchen, Hütchen und Blümchen. Er schrieb für jedes Restaurant einen journalistischen Text. Einen guten Text. Einen frechen Text. Seine Beschreibungen waren oft Startschuss zu Weltkarrieren (Joël Robuchon, Michel Guérard). Sie sorgten bei Köchen aber auch für schlaflose Nächte.

Christian Millau kam regelmässig in die Schweiz, zeichnete besonders tüchtige Köche und deren aufgeregte Ehefrauen mit einem «Clé d'Or» aus. Es waren ziemlich spektakuläre Auftritte. Für einmal war der eigenartige Begriff «Esspapst» durchwegs treffend.

Henri Gault und Christian Millau waren Trendscouts, die Nouvelle Cuisine ihre grösste Idee: Sie plädierten in einem Zehn-Punkte-Manifest für weniger Opulenz, für frische Zutaten, für leichtere Saucen.

Die Nouvelle Cuisine hat die einst barocke französische Küche verändert. Und sie hat Monsieur Gault und Monsieur Millau berühmt gemacht.

Urs Heller

Der frechste Stadtschreiber der Schweiz

Von Christoph Mörgeli — Weil ihm angeblich eine Beförderung entgangen sei, verlangt Daniel Roth vom Bund 1,83 Millionen Franken. Bei anderen, die wirklich geschädigt sind, ist der Aarauer Beamte weniger grosszügig.

Die Leserinnen und Leser reagierten empört, als die *Aargauer Zeitung* unlängst die Forderungen des heutigen Aarauer Stadtschreibers Daniel Roth bekanntmachte. Wegen einer vom Bundesgericht teilweise aufgehobenen Verurteilung durch das Bundesstrafgericht verlangt Roth gegen zwei Millionen Steuerfranken, da ihm so die sichere Ernennung zum Oberzolldirektor und ein Jahreslohn von 325 618 Franken entgangen sei. Nun habe er sich in der Provinz mit 189 800 Franken zu bescheiden. Die Differenz in den 13,5 Jahren bis zur Frühpension – argumentiert Roth – müsse ihm mit 1 833 543 Franken entschädigt werden.

Zum Beweis seiner angeblich in Stein gemeisselten, jetzt aber vermasselten Karriereplanung will der ehemalige Chefjurist im Eidgenössischen Finanzdepartement (Jahres-einkommen 265 000 Franken) sogar seine frühere Chefin Eveline Widmer-Schlumpf als Zeugin vorladen. Doch diese dürfte sich hüten, Roth einen wasserdicht zugesicherten Karriereschritt zu bestätigen. Zum einen wäre ohnehin der Gesamtbundesrat Wahlgremium gewesen, zum andern würde ihre Unterstützung von Roths Ansprüchen den heutigen Oberzolldirektor desavouieren. Zudem würde eine «Lex Roth» einen schwerverständlichen Präzedenzfall schaffen und dürfte als Belohnung eines besonders dreisten Spitzenbeamten erhebliche öffentliche Empörungswellen auslösen.

«Veruntreuung im Amt»

Die Geldansprüche, die Daniel Roth mittlerweile auch in den Medien verteidigt, machen ihn als aufrichtigen Staatsdiener unglauwbüdig. Denn als der Christdemokrat Anfang 2016 von seinem Berner Büro als Stadtschreiber in die SP-geführte Stadt Aarau wechselte, begründete er dies ausdrücklich anders als mit seiner Verurteilung durch das Bundesstrafgericht. Er sei Chefjurist bei Widmer-Schlumpf geworden, als das Verfahren gegen ihn bereits lief, liess Roth die *Aargauer Zeitung* wissen. Auch habe er bis zum letzten Tag im Finanzdepartement gearbeitet; «das wäre nicht so, wenn ich wegen des Verfahrens hätte gehen müssen». Die Gründe für den Wechsel auf den Stadtschreiberposten in Aarau lägen einerseits bei seiner Familie: «Ich lebe mit meiner Frau und den beiden Kindern im Alter von neun und elf Jahren in Aarau. Sie sehe ich natürlich häufiger, wenn ich in der Nähe arbeite.» Zudem, so Roth damals, möchte er gerne «etwas



In Stein gemeisselte Karriere: Christdemokrat Roth.

Fassbareres» machen als in einem Büro arbeiten, wo man «Finanzinstitute wie Banken und Versicherungen reguliert». Wie Roths Begründung seiner Geldansprüche heute zeigt, hatte sein Jobwechsel aber nichts mit Familienbanden, sondern ausschliesslich mit den verbauten Karriereaussichten in der Bundeshauptstadt zu tun. Mittlerweile sagt Roth zur *Schweiz am Wochenende*: «Nachdem eine berufliche Ent-

wicklung beim Bund durch das Verfahren schwierig wurde, habe ich mich entschieden, mich auch ausserhalb nach möglichen Stellen umzusehen.» Der Aarauer Stadtschreiber muss sich also neben seiner Geldgier auch noch Flunkereien gegenüber der Öffentlichkeit vorwerfen lassen.

Wenn das Bundesgericht Daniel Roths frühere Verurteilung durch das Bundesstrafge-

richt aufgehoben hat, bedeutet das nicht, dass ihm dieses «volumfänglich Recht gegeben hat». Das Bundesgericht hat festgestellt, dass eine Angestellte in einem komplexen Verfahren gegen eine Zuger Treuhandfirma nicht Geschädigte und damit nicht berechtigt gewesen sei, als Nebenklägerin aufzutreten.

Holenwegers Ansprüche abgeschmettert

Tatsächlich hat sich die Sekretärin zur Wehr gesetzt, weil sie als Folge der umstrittenen Liquidation von Swiss Finance Partners (SFP) durch die Bankenkommission und deren damaligen Mitarbeiter Daniel Roth ihren Job verloren hatte und zudem von einem Finma-Anwalt und -Beauftragten körperlich hart angegangen worden war. Die Finma-Anwälte haben die Kosten ihrer Verteidigung der aufgelösten Firma aufgebürdet, und Daniel Roth hat dieses Verhalten abgesegnet. Genau deswegen hat ihn das Bundesstrafgericht verurteilt.

Die Sekretärin könnte als Entlassene mit ausstehenden Lohnforderungen eigentlich durchaus als geschädigt beurteilt werden. Doch das Bundesgericht stützte in mehrheitlich rot-grüner Zusammensetzung Roths Ansicht. Dass die Angestellte zu Unrecht als Beschwerdeführerin zugelassen wurde – so das Bundesgericht –, könne aber entgegen der Meinung von Roth «nicht zur Folge haben, dass das angefochtene Urteil im Schuldpunkt aufzuheben sei». Seine Verurteilung «wegen Veruntreuung im Amt» wäre auch erfolgt, wenn sie lediglich als Anzeige-Erstatterin aufgetreten wäre. Schlussendlich hat das Bundesgericht Roth und seinen Kollegen freigesprochen, weil sie sich der Widerrechtlichkeit ihres Tuns nicht bewusst gewesen seien. Und nicht, weil sie sich völlig legal verhalten hätten.

Angesichts der 1,83-Millionen-Forderung von Daniel Roth gegen seinen früheren Arbeitgeber bekommt eine wichtige Amts-

Der Stadtschreiber muss sich neben seiner Geldgier auch noch Flunkereien vorwerfen lassen.

handlung von ihm als Chefjurist im Finanzdepartement besondere Bedeutung: An seinem letzten Tag in Bern unterzeichnete Roth im April 2016 bei Auslandabwesenheit seines Chefs Ueli Maurer noch eilig eine Verfügung, mit der er dem Bankier Oskar Holenweger eine Entschädigung von der Art verweigerte, wie er sie jetzt in eigenem Namen für sich selber einfordert. Zur Erinnerung: Bekanntlich hat die Bundesanwaltschaft in Zusammenarbeit mit der Finma (damals noch EBK) das Lebenswerk von Oskar Holenweger zerstört. Holenweger wurde faktisch gezwungen, seine Bank zu einem Schleuderpreis zu verkaufen. Grund dafür bildete ein Strafverfahren,

das letztlich in einen volumfänglichen Freispruch mündete.

Anders als im Fall von Daniel Roth beruhte die gesamte Anklage gegen Oskar Holenweger auf einer widerrechtlichen Grundlage. Diese Grundlage bestand im Wesentlichen aus Anschuldigungen eines kriminellen Drogenhändlers und notorischen Lügners (Ramos), der vom damaligen Bundesanwalt Valentin Roschacher widerrechtlich in die Schweiz geschleust worden war. Ebenfalls widerrechtlich war gemäss Urteil des Bundesstrafgerichts der Einsatz eines verdeckten Ermittlers, der Holenweger als fingierter Bankkunde im Auftrag der Strafverfolgungsbehörden zu Straftaten hätte verleiten sollen. Dies hinderte Daniel Roth im April 2016 jedoch nicht daran, Oskar Holenweger die geforderte Entschädigung unter anderem mit der Begründung zu verweigern, dass ihm der erlittene Schaden nicht «widerrechtlich» zugefügt worden sei.

Als Finma-Beamter befangen

Soweit es um ihn persönlich geht, beurteilt Daniel Roth die Rechtslage ganz anders. Obwohl das gegen ihn selbst gerichtete Strafverfahren ordnungsgemäss verlief, und obwohl er freigesprochen wurde, weil er trotz seiner juristischen Ausbildung nicht in der Lage war, Massforderungen und Konkursforderungen voneinander zu unterscheiden (sich also nur mittels Berufung auf einen «Irrtum» vor einer Strafe retten konnte), verlangt er für sich selber eine Entschädigung in Millionenhöhe. Diese Forderung stellt er nicht etwa deshalb, weil er seine Arbeitsstelle verlor, sondern weil er – gleich wie annähernd alle Schweizer – nicht Oberzolldirektor wurde, worauf er weder einen rechtlichen noch einen moralischen Anspruch hatte. Im augenfälligen Unterschied dazu verlor Oskar Holenweger, dem Daniel Roth jegliche Entschädigung verweigert hat, aufgrund einer widerrechtlichen Intervention der Behörden seine Mehrheitsbeteiligung an der Tempus-Privatbank AG.

In der Beschwerde von Oskar Holenweger gegen die von Daniel Roth im April 2016 eilig unterzeichnete Verfügung wurde die Frage aufgeworfen, ob Daniel Roth überhaupt in der Lage war, Holenwegers Forderung unbefangen zu beurteilen. Diese Frage stellt sich zunächst deshalb, weil der Schaden Holenwegers insbesondere durch die Finma und die Bundesanwaltschaft verursacht worden war. Denn die Bundesanwaltschaft hat Roth in dessen eigenem Strafverfahren tatkräftig unterstützt, indem sie nicht wie eine Anklägerin, sondern eher wie eine staatliche Verteidigerin handelte. Und für die Finma war Daniel Roth früher sogar selber tätig gewesen.

Es besteht noch ein weiterer Grund, der Anlass zu Zweifeln an der Unvoreingenom-

menheit von Daniel Roth gibt: Die Privatklägerin, die das Strafverfahren gegen Daniel Roth einleitete, das den sogenannten «Karriereschaden» verursacht haben soll, ist Mitglied der SVP. Laut Medienberichten betrachtet Daniel Roth das gegen ihn selbst gerichtete Strafverfahren deshalb als «politisch motivierte Attacke von Seiten der SVP». Oskar Holenweger befürchtete in seiner Beschwerde gegen die Verfügung Roths, dass dieser sich an ihm für den eigenen Stellenverlust gerächt haben könnte. Doch das Finanzdepartement widersprach in seiner Beschwerdeantwort und bezeichnete die Befürchtung als «kläglich». Denn Daniel Roth habe sich «aus familiären Gründen auf die ausgeschriebene Stelle als Stadtschreiber in Aarau beworben». Auf diese Weise könne er «wesentlich mehr Zeit mit seiner in Aarau wohnhaften Familie» verbringen. Genauso hatte sich Daniel Roth 2016 gegenüber den Medien geäussert.

Soweit es um ihn persönlich geht, beurteilt Daniel Roth die Rechtslage ganz anders.

Diese Begründung des Stellenwechsels passt aber nicht zur Millionenforderung, die Daniel Roth nun wegen «Karriereschadens» geltend macht. Zudem hat er sich zeitgleich für einen Staatsschreiberposten in einem Schweizer Kanton beworben. Der Widerspruch ist auch dem *Tages-Anzeiger* aufgefallen, der beschönigend feststellte, dass Roth «nicht die ganze Wahrheit» gesagt habe, als er seinen Wechsel in die Provinz ausschliesslich mit dem Bedürfnis begründet hatte, seine schulpflichtigen Kinder öfter sehen zu wollen. Offenbar passt Daniel Roth nicht nur seine Vorstellung von Gerechtigkeit, sondern auch seine Vorstellung von Wahrheit den jeweiligen Bedürfnissen und der jeweiligen Situation an.

Neues Ungemach

Dennoch bleibt die Situation bedrohlich für den frechsten Stadtschreiber der Schweiz. In einem weiteren Fall haben sich die geprellten Anleger der Ipco Investment AG mit Sitz im schwyzerischen Pfäffikon zu einer Interessengemeinschaft zusammengetan. Gegenwärtig verlangen sie von der Bundesanwaltschaft ausdrücklich eine erneute Strafuntersuchung gegen Daniel Roth als ehemaligen juristischen Mitarbeiter der Finma. Sie beschuldigen ihn des Amtsmissbrauchs beziehungsweise der Veruntreuung im Amt, habe er doch weit überzogene und schwerlich nachvollziehbare Rechnungen eines Zürcher Rechtsanwalts unterzeichnet. Selbstverständlich gilt für den Angeschuldigten die Unschuldsvermutung. ○

Kadavergehorsam in der Monopolanstalt

Von Christoph Mörgeli

Der *Tages-Anzeiger* hat's aufgedeckt: Eine anonyme Mitarbeiterumfrage beim Schweizerischen Radio und Fernsehen von 2015 wurde zum Waterloo für die oberste Führung. Roger de Weck und Ruedi Matter, verantwortlich für die Geschäftsleitung, erhalten von ihren Untergebenen Zustimmung von lediglich 50 bis 60 Prozent. Bei den Mitarbeitern der Informationsabteilung – zuständig für die politischen Sendungen – sinkt sie sogar auf 51 Prozent für de Weck und auf 47 für Matter. Gemäss Fachleuten gilt in Betrieben eine Mitarbeiterzufriedenheit von unter 60 Prozent als absolutes Alarmzeichen.

Interessanter noch als die Umfrageergebnisse ist, wie die abgewatschten Radio- und Fernsehbosse mit der Befragung umgehen. Im SRG-Geschäftsbericht 2015 wurden die miserablen Werte für die Geschäftsleitung ganz einfach verschwiegen und nur einzelne Frohbotschaften herausgepickt. Der Gesamtbericht über die Mitarbeiterumfrage steht bis dato unter Verschluss. Wären die Tiefnoten für Roger de Weck und Ruedi Matter schon im Sommer 2015 bekannt geworden, wäre die Abstimmung über die Revision des Radio- und Fernsehgesetzes statt mit hauchdünnen 50,08 Prozent Ja-Stimmen zweifellos abgelehnt worden.

Eine immer mächtigere, immer arrogantere SRG-Spitze gerät bei den eigenen Leuten in scharfe Kritik. Bei zeitgerechter Publikation der Umfrageergebnisse wäre der Druck bei aktuellen Projekten noch stärker. Etwa bei den schwindenden Konsumentenzahlen, der Werbeallianz mit Ringier und Swisscom oder der bevorstehende No-Billag-Initiative. Es ist eine sensationelle Leistung des Duos de Weck/Matter, dass es die 2015 erhobenen Ergebnisse ihrer eigenen Mitarbeiterumfrage unter dem Deckel halten konnte.

Ein schlechtes Zeugnis stellt das funktionierende Versteckspiel den SRG-Mitarbeitern aus. Niemand von ihnen hat nachgefragt: Wann liegen die Ergebnisse vor? Welches sind die Erkenntnisse? Wann und in welcher Form werden sie veröffentlicht? Keiner der sonst so hyperkritischen Journalisten Brotz, Poletti, Meschenmoser oder Gsteiger hat nachgefragt. Wir sind hier generell beim Problem eines Staatsmonopols. Hier endet jede Neugier. Niemand will es mit den Chefs verderben. Denn Konkurrenz, Wettbewerb und Alternativen sind nicht vorhanden. Die SRG gibt's nur einmal. Pech für die Mitarbeiter. Glück für die Schweiz.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Nächstes Jordan-Opfer: Utzenstorf

Von Peter Bodenmann — Da sein starker Franken es will, stehen unsere Fabriken still.



Die Desindustrialisierung kommt einen weiteren Schritt voran: Papierfabrik Utzenstorf.

In der Papierfabrik Utzenstorf arbeiten 200 Menschen. Gesamthaft hängen – Zulieferbetriebe und Multiplikatoreffekt mitgerechnet – gut 800 Brotkörbe von diesem Unternehmen ab. Auf Ende Jahr macht die eben erst sanierte Fabrik, die bisher aus Altpapier umweltfreundlich Papier machte, ihre Tore zu. Warum? Die Diagnose fällt nicht schwer: Der zu starke Franken macht alles zu teuer. Das Altpapier, den Strom, die Zulieferer und die Arbeitskräfte. In einem schrumpfenden Markt werden weltweit jene Fabriken dichtgemacht, die zu teuer produzieren.

Neu wird das bisher in Utzenstorf produzierte Papier nicht mehr exportiert, sondern importiert. Die Desindustrialisierung der Schweiz kommt einen weiteren Schritt voran.

Papierfabriken brauchen viel Öl, Gas und Strom. Unabhängig davon, ob sie ihr Papier in der Schweiz oder im Ausland produzieren. Bisher waren das in Utzenstorf pro Jahr 510 Millionen Kilowattstunden, davon 180 Millionen Kilowattstunden Strom. Das sind immerhin 0,3 Prozent des Schweizer Stromverbrauches. So viel wie alle Haushalte der Stadt Thun zusammen verbrauchen. Thomas Jordan setzt nicht nur EU-kompatibel die Masseneinwanderungsinitiative um, er exportiert auch den Stromverbrauch erfolgreich ins Ausland. Weil Utzenstorf zugeht, sieht die Umweltbilanz von Doris Leuthard Ende 2018 schon wieder besser aus. Letzte Wasserstandsmeldung von der Währungsfront:

Der Schweizer Franken bleibt überbewertet, obwohl er etwas schwächelt. Der Euro wird immer stärker. Die deutsche Exportindustrie warnt Draghi vor Zinserhöhungen der EZB.

Ende 2014 erhöhte die SVP den Druck auf die Nationalbank. Im Januar 2015 verlor Thomas Jordan die Nerven. Sein Signal: Der Euro geht den Bach runter. Deshalb muss die Schweiz sich dem Druck der Währungsspekulanten beugen. Wer kapituliert, wird durch das Unterholz gejagt. Die Nationalbank hätte weniger Geld drucken müssen, wenn sie den Mindestkurs beibehalten hätte. Dies belegen die Beispiele von Schweden und Dänemark. Desindustrialisierung wirkt: Der Euro ist in Franken – unter Berücksichtigung der Inflationsraten in beiden Währungsräumen – wieder gleich stark wie vor dreissig Monaten.

Jetzt hat die Schweizer Nationalbank als Kollateralgewinn mit Gelddrucken ein Vermögen von 770 Milliarden Franken angehäuft. Es ist das Blut, das die exportorientierte Wirtschaft und ihre Lohnabhängigen geschwitzt haben. Man muss nach diesen negativen Erfahrungen Jordan und Co. 80 Prozent dieses Geldes wegnehmen. Und sofort nach dem Vorbild Norwegens einen Staatsfonds schaffen. Alles andere – wie der überfällige Rücktritt von Thomas Jordan – sind Beilagen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Party der indirekten Demokratie

Von Kurt W. Zimmermann — Das Schweizer Politsystem ist Gift für den Journalismus. Einziges Antidot sind die Bundesratswahlen.

Der 20. September ist für Journalisten ein grosser Tag. Es ist der Tag, um wieder einmal die Fliege aus dem Schrank zu holen.

Die Herren Journalisten nämlich tragen dann «mindestens Hemd, Veston und Krawatte oder Fliege». Mindestens.

Die Damen Journalistinnen tragen «angemessene Kleidung, diese bedeckt auf jeden Fall die Schultern». Auf jeden Fall.

So steht es im «Merkblatt für Medienschaffende» im Bundeshaus.

Am 20. September wird es im Bundeshaus von Fliegen, Krawatten und bedeckten Schultern nur so wimmeln. Vierhundert Journalisten treten sich dann auf die Füsse, wenn die Bundesratswahl ansteht.

Alle zwei bis drei Jahre steigt dieses grösste Spektakel der Schweizer Medienbranche. Kein anderer wiederkehrender Anlass stösst auf eine derart riesige Resonanz. Vergleichbar ist nur das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest. Dort reisen jeweils dreihundert Journalisten an.

Der Massenaufmarsch sagt einiges über die politische Kultur des Landes aus, und noch mehr über die Kultur der Medien. Bundesratswahlen sind eine Ersatzhandlung, wie die Psychologie sagen würde. Bundesratswahlen sind für Journalisten dasselbe wie das Daumenlutschen für Kleinkinder. Die Ersatzhandlung kompensiert den Frust des Alltags.

Der Frust des Alltags ist die direkte Demokratie. Die direkte Demokratie ist für die Medien die tödlichste Staatsform. Weil das Volk das letzte Wort hat, wird die Politik entpersonalisiert. In der direkten Demokratie entscheiden nicht gewählte Machttträger, sondern die nicht gewählte Mehrheit. Es geht darum nicht primär um personelle Fragen, sondern um sachliche Fragen. Für den Journalismus ist die direkte Demokratie somit Gift, weil sie kaum Schlagzeilen zu persönlichen Konflikten, Machtspielen und Intrigen liefert.

Schweizer Journalisten blicken darum mit Neid auf Nachbarländer wie Deutschland oder Österreich. Deren indirekte Demokratie, die auf parteipolitischen Rivalitäten basiert, ist ein ständiger Headline-Lieferant. In Deutschland etwa kochen die Medien die Asylpolitik seit Jahren zu einer persönlichen Schlacht zwischen Horst Seehofer und Angela Merkel hoch. Die Schlacht liefert permanente Reizwörter wie «Sturz», «Erniedrigung» und «Gegenschlag».

Und bei uns? Lässt sich die Asylpolitik zu einem hitzigen Konflikt zwischen Albert



Spektakel: Guy Parmelin wird Bundesrat, 2015.

Rösti und Simonetta Sommaruga verdichten? Nein. Über das Thema wird etwa einmal im Jahr eine stinknormale Volksabstimmung angesetzt, deren Resultat dann alle Seiten akzeptieren. Aus journalistischer Sicht ist die direkte Demokratie ein schrecklicher Schlagzeilen-Killer.

Und damit wären wir zurück bei den Bundesratswahlen. Sie sind so etwas wie die ekstatische Ersatzhandlung in einer sonst freudlosen Welt. Endlich wird einmal von Mann auf Mann und von Frau auf Frau geschossen. Und jeden Tag kann man neue Kandidaten ins Spiel bringen: Cassis, Maudet, Vitta, Schmid, Moret, Fluri, Sadis, de Quattro, Lüscher, Keller-Sutter und so weiter.

Die Journalisten sind verständlicherweise im Delirium. Endlich ist es personell so aufregend wie in Deutschland und Österreich. Zu Bundesratskandidat Ignazio Cassis zum Beispiel, den vor sechs Wochen noch kaum jemand kannte, erschienen seitdem 1100 Zeitungsartikel.

Am 20. September ist die Klimax erreicht. Dann drängen vierhundert Journalisten ins Bundeshaus zur grossen Party der indirekten Demokratie.

Es möchten noch mehr hinein. Aber das geht nicht. Beim grössten Medienereignis der Nation gibt es inzwischen einen Numerus clausus.

Pechvogel

Von Henryk M. Broder — Zubrot für Christian Wulff.

Es ist nicht ungewöhnlich, dass ein Politiker nach der Aufgabe oder dem Verlust seines Amtes in die Wirtschaft wechselt, um dort einen Job anzunehmen, der viel besser bezahlt wird als die Arbeit in der Politik. Manchmal sieht es danach aus, als habe der Politiker den Wechsel von langer Hand geplant. Der frühere stellvertretende Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Generalsekretär der CDU, Bundesminister für besondere Aufgaben und Chef des Bundeskanzleramtes, also Merkels rechte Hand, Ronald Pofalla, zog sich Ende des Jahres 2014 aus der Politik zurück und wurde Anfang 2015 «Mitarbeiter der Deutschen Bahn». Erst diente er dem Unternehmen als «Generalbevollmächtigter für politische und internationale Beziehungen», nach nur acht Monaten wurde er zum Vorstand für die Bereiche «Wirtschaft, Recht und Regulierung» ernannt und Anfang dieses Jahres zum «Vorstand für Infrastruktur» befördert.



Degoutant an diesem Vorgang war vor allem, dass es ausgerechnet Pofalla war, der zehn Jahre zuvor, also 2005, Gerhard Schröder heftigst angegriffen hatte, nachdem dieser nach verlorenen Wahlen und dem Ende seiner Amtszeit als Bundeskanzler einen gutbezahlten Posten bei der Nord Stream AG annahm, die zu 51% der russischen Gazprom gehört. Schröders freundschaftlicher Umgang mit Wladimir Putin war bei diesem Karrieresprung sicher kein Hindernis. Gemessen an Pofalla und Schröder ist Christian Wulff ein Pechvogel. Er musste im Februar 2012 als Bundespräsident zurücktreten, zwei Jahre später wurde er in einem ordentlichen Verfahren vom Vorwurf der Vorteilsnahme, also Korruption, während seiner Zeit als Ministerpräsident von Niedersachsen freigesprochen.

Wie alle ehemaligen Präsidenten bekommt auch Wulff einen jährlichen «Ehrensold», es sind derzeit 236 000 Euro. Kleingeld, gemessen an den Bezügen von Schröder und Pofalla. Doch als vor ein paar Tagen bekannt wurde, dass Wulff als Berater und Prokurist für eine türkische Modefirma arbeitet, die nach Deutschland expandieren möchte, war die Aufregung gross. Wie kann er nur! Sind 236 000.– nicht genug? Braucht er ein Zubrot? Die Tatsache, dass Wulff mit seinem Einsatz für eine türkische Firma auch das Image der Türkei aufpolieren hilft, blieb dagegen unbeanstandet. Denn: «Der Islam gehört zu Deutschland.» Türkische Mode auch.

Wie alle ehemaligen Präsidenten bekommt auch Wulff einen jährlichen «Ehrensold», es sind derzeit 236 000 Euro. Kleingeld, gemessen an den Bezügen von Schröder und Pofalla. Doch als vor ein paar Tagen bekannt wurde, dass Wulff als Berater und Prokurist für eine türkische Modefirma arbeitet, die nach Deutschland expandieren möchte, war die Aufregung gross. Wie kann er nur! Sind 236 000.– nicht genug? Braucht er ein Zubrot? Die Tatsache, dass Wulff mit seinem Einsatz für eine türkische Firma auch das Image der Türkei aufpolieren hilft, blieb dagegen unbeanstandet. Denn: «Der Islam gehört zu Deutschland.» Türkische Mode auch.

Kurzschluss unter der Motorhaube

Von Florian Schwab — Krampfhaft reden Politiker das Ende von Diesel und Benzin herbei. Sie feiern die Elektromobilität. Doch Tesla und Co. sind keineswegs so umweltfreundlich, wie behauptet. Und auch die Kunden sind noch nicht überzeugt.



Der Ruf nach der «Verkehrswende» ist älter als der sogenannte Dieselskandal. Aber erst die Abgastest-Manipulationen deutscher Autohersteller haben den Promotoren einer politisch

herbeigeführten Abkehr von benzin- und dieselbetriebenen Autos so richtig Schub verliehen. In Grossbritannien und Frankreich fordern die Umweltminister ein Verbot des Verbrennungsmotors ab 2040. Auch in Deutschland dreht die politische Empörung im roten Bereich: Umweltministerin Barbara Hendricks (SPD) will «endlich damit beginnen», die «Verkehrswende zu organisieren». Nicht nur die Wortwahl erinnert an die verkörzte Energiewende. Derweil hat das Kraftfahrt-Bundesamt angekündigt, keine Porsche Cayenne mit Dreiliter-V6-Dieselmotor mehr zuzulassen.

Und in der Schweiz? Der grüne Nationalrat Balthasar Glättli verlangt per Motion, ab 2025 nur noch reine Elektrofahrzeuge zuzulassen. Noch ist Verkehrsministerin Doris Leuthard (CVP) nicht auf diesen Zug aufgesprungen, aber immerhin fährt sie einen Tesla als politisches Statement und fiel kürzlich mit dem Vorschlag auf, den Pannestreifen für Elektromobile wie das ihrige zu öffnen. Auch die NZZ sieht das «Ende des Verbrennungsmotors» am Horizont: Zwar würden Dieselaautos und Benziner noch länger auf den Strassen fahren, aber «der Wandel kommt, und er lässt sich nicht aufhalten – auch nicht mit Kartellen und Betrug».

Importierte Umweltbestimmungen

Das Bundesamt für Strassen (Astra) steht bereits Gewehr bei Fuss, um dem dieselbetriebenen Porsche Cayenne ebenfalls die Neuzulassung zu verweigern. Wie das Astra auf Anfrage erklärt, liegt dies in der Logik der Bilateralen I. Hier hat sich die Schweiz verpflichtet, europäische Typengenehmigungen zu übernehmen. Verliert ein Fahrzeug nun in der EU die Zulassung, weil man beispielsweise im Nachhinein feststellt, dass gewisse Emissionen über den erlaubten Grenzwerten liegen, so zieht dies ein Verbot in der gesamten Europäischen Union und der Schweiz nach sich.

Die Schweiz «importiert» also die Umweltbestimmungen aus der EU. Und in der EU lautet das Zauberwort «Zero Emission» (null Emission). Aber was soll «null» überhaupt heissen? Bedingt durch die Sorge um den Klimawandel, besteht die politische Zielvorgabe



Politisches Statement: Energieministerin Leuthard fährt Tesla.

vor allem in einer Reduktion der Emissionen von Kohlenstoffdioxid (CO₂). Mit Vorschriften für den sogenannten Flottendurchschnitt sind Hersteller und Importeure gezwungen worden, die durchschnittlichen Emissionen pro Kilometer bis 2015 auf 130 Gramm zu senken. Bis 2021 soll der Flottendurchschnitt auf 95 Gramm pro Kilometer gesenkt werden und dann immer weiter. Für die Ermittlung des Mittels werden Fahrzeuge mit besonders tiefen Emissionen in der EU dabei teilweise mehrfach gewichtet («Supercredits»).

Sowohl die EU als auch die Schweiz stellen bei den Flottendurchschnitten auf die gemessenen Abgase am Auspuff ab. Elektroautos

haben somit per Definition einen CO₂-«Ausstoss» von null – was sich auch im Marketing ausschlagen lässt: Renault hat seine Elektroflotte nicht umsonst «ZOE» getauft: «Zero Emissions!» Wer Tesla oder ein anderes Elektroauto fährt, ist grün und sauber – so lautet heute das Dogma der Verkehrspolitik. Tesla-Käufer glauben es gerne, während sie in ihrem Tesla S das Gaspedal durchdrücken und das zwei Tonnen schwere, 700 PS starke Gefährt in unter vier Sekunden von 0 auf 100 Kilometer pro Stunde katapultieren.

Bei genauer Betrachtung ist die Klassifizierung des Elektroautos als «Zero Emission»-Fahrzeug ungefähr gleich ehrlich wie eine Ab-

schaltvorrichtung für den Prüfstand. Das beginnt schon bei der einseitigen Festlegung auf das CO₂. Dabei wird zunächst einmal ausgeblendet, dass auch das Fahren mit Strom Energie konsumiert. Und nicht zu knapp. Tesla-Markenbotschafterin Leuthard musste gegenüber der *Schweiz am Wochenende* im Mai einräumen, dass ihr Auto so viel Strom verbraucht wie zwei Einfamilienhäuser. 9436 Kilowattstunden im Jahr 2016, um genau zu sein.

Wissenschaftler des Heidelberger Umwelt- und Prognose-Instituts (UPI) weisen in einer Studie von 2015 darauf hin, dass Elektroautos zusätzlichen Strombedarf verursachen. Im Interview mit dem *Tages-Anzeiger* schätzt der Nachhaltigkeitsdelegierte der Empa, Martin Gauch, dass der Stromverbrauch in der Schweiz um einen Fünftel (respektive 11 000 Gigawattstunden) zunehmen würde, wenn alle vier Millionen PKW elektrisch betrieben würden. Dabei will die Energiestrategie 2050 gerade das Gegenteil: Der Pro-Kopf-Verbrauch soll bis 2035 um 13 Prozent sinken.

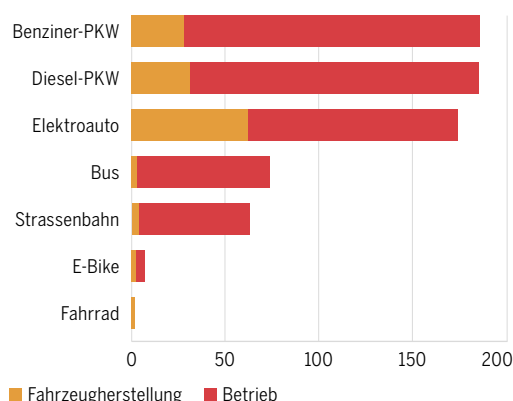
Was sagen die Optimisten?

Auch der Enthusiast, der sein E-Mobil mit selbsthergestelltem Solarstrom auflädt, macht die Rechnung ohne den Wirt. In Zeiten, wo die erneuerbaren Quellen nicht die gesamte Produktion sicherstellen, ist es ökologisch einerlei, ob der selbstgenerierte Solarstrom in die Autobatterie fliesst oder ob er anderweitig anstelle von fossilen Energieträgern zum Einsatz kommt.

Doch bleiben wir einen Moment beim CO₂. Ein Elektroauto ist nur so arm an CO₂ wie der Strom, mit dem es betrieben wird. Wie sieht also die CO₂-Bilanz der E-Mobile aus, wenn man die Stromproduktion berücksichtigt? Gemäss der erwähnten UPI-Studie verursachen Elektroautos nur unwesentlich weniger CO₂ als mit Benzin oder Diesel betriebene PKW (siehe Grafik unten links). Dies gilt aber nur, wenn man mit dem durchschnittlichen EU-Strom-

CO₂-Emissionen verschiedener Verkehrsmittel in Deutschland

In Gramm, pro Personenkilometer



QUELLE: UPI 2015

Hoher Schadstoffausstoss von Elektrofahrzeugen.

mix rechnet. Berücksichtigt man zudem, dass die zusätzlich anfallende Stromnachfrage den Strommix in Deutschland in Richtung Kohlekraft verschiebt, so liegen elektrisch betriebene PKW in ihren Gesamtemissionen «deutlich höher als Benziner und Diesel».

Andere Untersuchungen kommen zu weniger pessimistischen Befunden. Eine der Elektromobilität freundlich gesinnte amerikanische Lobbygruppe namens «Vereinigung besorgter Wissenschaftler» (Union of Concerned Scientists) hat aus US-Daten errechnet, dass Elektromobile über eine angenommene Lebensdauer von 250 000 Kilometern (man staunt!) nur etwa halb so viel CO₂ verursachen wie herkömmliche PKW. Allerdings haben die Forscher den dabei verwendeten Strommix nach Bundesstaaten gewichtet respektive danach, wie viele E-Mobile in den einzelnen Staaten unterwegs sind. Kalifornien erhält dadurch ein starkes Gewicht: Hier sind die Hälfte der landesweit zugelassenen Elektroautos registriert. Und der «Golden State» weist mit 26 Prozent einen fast doppelt so hohen Anteil an erneuerbaren Energiequellen auf wie der nationale Durchschnitt. Wie man es auch dreht und wendet: Selbst unter höchst optimistischen Annahmen beim Strommix und bei der Lebensdauer sind Elektromobile beim CO₂ keineswegs um Klassen besser als ihre benzinbetriebenen Rivalen.

Die Hälfte der CO₂-Emissionen fällt beim Abbau der Rohstoffe an.

Für Aufsehen sorgte letzten Monat das Schwedische Institut für Umweltforschung in Stockholm. Die Wissenschaftler analysierten im Auftrag der schwedischen Regierung bisherige Studien über den Ressourcenverbrauch bei der Herstellung von Batterien für E-Mobile. Ihre Befunde zeigen, dass der Tesla-Fahrersitz nicht gerade als Sattel für das hohe moralische Ross taugt. Jede Kilowattstunde Speicherkapazität wird mit 170 Kilogramm CO₂-Ausstoss erkauft. Im Falle des Tesla-Spitzenmodells macht das 17 Tonnen CO₂ für hundert Kilowattstunden. In Schweden kann man durchschnittlich acht Jahre lang ein herkömmliches Auto durch das Land lenken, bis dieser Wert erreicht wird. Nun gut, die Schweden fahren eher wenig und eher kleinstmotorisierte Modelle. Aber selbst wenn es nur vier oder fünf Jahre dauern sollte, bleibt die Batterieproduktion beim CO₂ eine Achillesferse.

Prompt konterte Tesla-Chef Elon Musk die schwedische Arithmetik auf Twitter mit einem Verweis auf seine neuen Batteriefabriken. Auf dem Dach der «Gigafactory» in der Wüste von Nevada, die demnächst in Betrieb geht, befindet sich die grösste Fotovoltaik-Solarstrom-Anlage der Welt, mit einer Kapazität von 70 Megawatt – knapp siebenmal so gross wie die bis jetzt füh-

Neuzulassungen 2016

Staat	Marktanteil Elektroautos (in Prozent)	Nationale Fördermassnahmen für Elektroautos
Schweiz	1,10	Keine
Deutschland	0,40	• Kaufprämie von 4000 Euro • Zehnjährige Befreiung von Kfz-Steuer
EU total	0,60	Verschieden, je nach Mitgliedsstaat
Norwegen	15,70	• MwSt.-Befreiung (25 Prozent des Bruttopreises) • Befreiung von Anschaffungssteuer (11 600 US-Dollar) • Befreiung von Mautgebühren • Befreiung von jährlicher Motorfahrzeugsteuer
USA	0,90	Steuergutschrift von 7500 US-Dollar
Japan	1,06	Kaufprämie bis maximal 7000 US-Dollar (z.B. Nissan Leaf 3000 US-Dollar)
China	1,20	Steuerverleichterungen beim Kauf im Wert von 5100 bis 8300 US-Dollar
Indien	1,10	Keine steuerliche Bevorzugung

QUELLEN: IEA, ICCT

Niedriger Absatz trotz Subventionen.

rende Installation in Indien. Allein: Die Hälfte der CO₂-Emissionen fällt gar nicht bei der eigentlichen Produktion, sondern beim Abbau der Rohstoffe (insbesondere Lithium und Kobalt) an – der Lithium-Abbau übrigens findet vorwiegend in Bolivien und China und unter ökologisch zwielichtigen Bedingungen statt. Zudem brauchen modernste Solaranlagen bei guter Auslastung rund zwei Jahre, bis sie die Energie eingespielt haben, die für ihre eigene Herstellung aufgewendet wurde. Ob in dieser Zeit das Geschäft so auf Touren kommt, dass die Gigafactory auch ausgelastet wird? Das weiss nur der Sonnengott.

Harziger Verkauf

Bis jetzt sind Elektrofahrzeuge, auch jene aus dem Hause Tesla, jedenfalls kein Verkaufsschlager. Reinrassige Elektromobile erreichen bei den Neuzulassungen trotz intensiver Förderung nur verschwindend kleine Marktanteile (siehe Grafik oben). Ein Beispiel: Obwohl die USA die ersten 200 000 Elektroautos einer Marke mit einer Steuergutschrift von 7500 US-Dollar pro Wagen fördern, lag der Anteil an den Neuzulassungen im Jahr 2016 unter einem Prozent. In Deutschland betrug er weniger als ein halbes Prozent, trotz einer neu eingeführten «Umweltprämie» von 4000 Euro auf Elektroautos im Preissegment unter 60 000 Euro. Die Schweiz sticht mit einem Marktanteil von über einem Prozent etwas heraus. Bislang hat der Bundesrat keine Absichten erkennen lassen, den Absatz von Elektroautos zu subventionieren. Hingegen gibt es etliche Kantone, welche elektrisch betriebene PKW bei der kantonalen Motorfahrzeugsteuer bevorzugen (siehe Karte Seite 19).

Das einzige Land, in dem ein nennenswerter Anteil der Neuwagen rein elektrisch betrieben

«Hocheffizient, emissionsarm»

Motorexperte und ETH-Professor Christopher Onder erklärt, warum der Verbrennungsmotor ein wesentlicher Bestandteil unseres Mobilitätssystems bleiben wird.

Herr Onder, im deutschen Sprachraum führt die Politik einen Feldzug gegen den Verbrennungsmotor, Städte erlassen Verkehrsbeschränkungen, es gibt plötzlich Zulassungsverbote für einzelne Modelle und vielleicht ein generelles Verbot irgendwann in der Zukunft. Ist der Verbrennungsmotor schlechter, als man das noch vor ein, zwei Jahren gemeint hat?

Nein, von der technischen Seite her hat sich in diesen Jahren nichts geändert. Der Verbrennungsmotor bietet nach wie vor die Technik, um die Emissionen des weltweit wirkenden Treibhausgases CO₂ sowie der lokal anfallenden Schadstoffe auf ein politisch vorgegebenes Niveau zu reduzieren. Die Frage ist nur: Wird die Technik vom Hersteller korrekt umgesetzt, und werden die Vorgaben vom Gesetzgeber kontrolliert?

Warum wird der Dieselantrieb heute derart anders beurteilt als noch vor zwei Jahren?

Die Wahrnehmung wird massgeblich dadurch bestimmt, wie über den Motor in der Öffentlichkeit berichtet und wie er in der Politik behandelt wird. Wenn es in diesen zwei Kanälen zu starken Veränderungen kommt, ergibt sich eine ganz andere Wahrnehmung. Das ändert aber nichts an der Technik selber. Diese Technik ist in der Lage, hocheffiziente und emissionsarme Verbrennungsmotoren herzustellen.

Ist das Politikern, die den Motor verbieten wollen, so schwierig zu vermitteln?

In diesen Fragen geht es um ein Abwägen von Vor- und Nachteilen, was nicht ganz einfach ist. Bei den Emissionen gibt es nämlich zwei Zielgrössen, die man austarieren muss: einerseits den Ausstoss des für die Erderwärmung relevanten Treibhausgases CO₂, der parallel zum Kraftstoffverbrauch steigt, und andererseits die Emission von lokalen Schadstoffen wie Stickoxiden. Bei der Abgasnachbehandlung im Auspuff muss man also immer Kompromisse eingehen. Auf der

einen Seite möchte man einen möglichst niedrigen Kraftstoffverbrauch und damit niedrige CO₂-Emissionen, auf der andern Seite möchte man möglichst geringe Schadstoffemissionen beziehungsweise wenig Verbrauch des Harnstoffpräparats Adblue zu deren Neutralisierung.

Man kann also nicht einfach den Knopf auf «sauber» stellen?

Je nachdem, in welche Richtung die Optimierung geht, erhält man ein System, das entweder weniger Kraftstoff verbraucht und entsprechend geringe CO₂-Emissionen hat, dafür jedoch mehr lokale Schadstoffe ausstösst. Oder aber man lässt den Kraftstoffverbrauch steigen und hat dafür weniger Stickoxide. Für Autokäufer ist natürlich ein geringer Kraftstoffver-

brauch ein sehr wichtiges Entscheidungskriterium, das spüren sie direkt beim Tanken.

Aber dem breiten Publikum ist der Zielkonflikt zwischen Verbrauch und Schadstoffemission wohl nicht bewusst.

Die Kunden gehen natürlich davon aus, dass in der Praxis die Schadstoffgrenzwerte eingehalten werden. Aber da es eben immer um einen Kompromiss geht, besteht die Gefahr, dass ein Autohersteller einen möglichst niedrigen Verbrauch anpeilt, um den Kundenwünschen entgegenzukommen, dass er aber dafür die Schadstoffemissionen auf höhere Werte steigen lässt als erlaubt. Dass gewisse Firmen sich bei diesem Abwägen nicht an die gesetzlichen Regeln gehalten haben, heisst aber nicht, dass der Verbrennungsmotor schlecht ist.

Welche Alternativen sehen Sie dazu?

Grundsätzlich ist zu beachten, dass man den Wirkungsgrad verbrennungsmotorischer Antriebssysteme noch sehr stark verbessern kann, etwa indem man sie teilelektrifiziert. Diese Hybridisierung kann in ganz unterschiedlichem Ausmass erfolgen. Auf jeden Fall lässt sich so die Effizienz stark erhöhen, und man kann gleichzeitig auch die Emissionen besser in den Griff bekommen, weil die elektronischen Steuerungsmöglichkeiten zunehmen.

Aber alle reden jetzt vom Elektroantrieb.

Ja, eine Alternative ist sicher der reine Elektroantrieb. Daneben darf man aber auch Erdgasmotoren nicht vergessen, denn Erd-

gas hat durch das günstigere Kohlenstoff-Wasserstoff-Verhältnis rund 25 Prozent tiefere CO₂-Emissionen als die gängigen Verbrennungsmotoren. Ausserdem kann der Hauptbestandteil von Erdgas, Methan, auch regenerativ erzeugt werden.

Erwarten Sie, dass der Elektroantrieb nun viel schneller als bisher gedacht die Märkte erobern wird, weil die Politik diesen Weg massiv fördern will?

Wenn die Politik einschneidende Massnahmen beschliesst, wird das Kaufverhalten sicher erheblich beeinflusst. Sobald bestimmte Autos plötzlich nicht mehr in eine Stadt hineinfahren dürfen, weil das verboten wird, ist tatsächlich eine Umpolung der Motorennachfrage möglich.

Ist das eine rationale Politik?

Man muss im Auge behalten, dass das Ziel der Politik eigentlich eine möglichst starke Reduktion der CO₂-Emissionen sein sollte – natürlich bei gleichzeitiger Kontrolle der lokalen Schadstoffemissionen. Wenn nun die Politiker mit voller Kraft zur Förderung der Elektroantriebe übergehen wollen, müssen sie dafür sorgen, dass die Energieproduktion zum Laden der Batterien mit möglichst geringer CO₂-Belastung erfolgt, dass eine ganze Infrastruktur von Ladestationen aufgebaut wird und auch die Netze entsprechend ausgebaut werden. Im europäischen Energiemarkt sieht es in dieser Hinsicht nicht gut aus. Die Stromproduktion verursacht einen ziemlich hohen CO₂-Ausstoss, da ein bedeutender Teil der Energie aus Kohlekraftwerken stammt. Damit wären Elektromobile vom CO₂ her sogar eher belastender als die heutigen Fahrzeugflotten. Unglücklicherweise ist Kohlestrom sehr billig und deshalb für die Stromproduzenten interessant.

Feinstaub oder Kleinpartikel sind bei neuen Dieselmotoren unter Kontrolle?

Wenn der Motor einen Partikelfilter hat, wird der allergrösste Teil des Feinstaubes aus den Abgasen herausgefiltert, dann ist dieses Thema erledigt.

Ihre Forschung an der ETH konzentriert sich seit längerem auf Verbrennungsmotoren, und Sie waren immer wieder optimistisch, dass sich diese Aggregate noch sehr lange als konkurrenzfähige Antriebsformen halten werden. Bleiben Sie dabei?

Der Verbrennungsmotor hält sich noch lange. Ich bleibe zu hundert Prozent bei dieser Aussage.

Die Fragen stellte Beat Gygi.



Wissenschaftler Onder.

wird, ist Norwegen. Dies liegt an einer weltweit einmaligen Subventionierung, die seit den 1980er Jahren konsequent angewendet wird. Nicht nur sind E-Mobile von der Mehrwertsteuer und von einer Pauschalsteuer beim Fahrzeugkauf ausgeschlossen (ein Tesla kostet hier ungefähr halb so viel wie eine benzinbetriebene Oberklasse-Limousine). Auch dürfen sie die Bus- und Taxispuren benutzen und sind von den saftigen Gebühren für die Strassenbenutzung befreit. Selbst bei einem derart extremen (und teuren) Anreizsystem entscheidet sich die Mehrheit der Norweger für ein herkömmliches Auto.

Neapel ausser Reichweite

Der wichtigste Grund für die Zurückhaltung der Käufer liegt auf der Hand: E-Mobile können das Versprechen von individueller Mobilität derzeit nicht im gleichen Umfang einlösen wie Benzin- und Dieselfahrzeuge. Die Reichweite der leistungsfähigsten Batterien beträgt momentan laut Herstellerangaben im Optimalfall, bei sparsamer Fahrweise, 435 Kilometer. Im Winter kann sie auf die Hälfte zusammenschrumpfen, einerseits durch zusätzlichen Strombedarf für die Heizung und andererseits durch beeinträchtigte Batterie-Funktionsfähigkeit bei tiefen Temperaturen. Das Aufladen dauert an der heimischen Steckdose viele Stunden. Bei Fahrzeugen, die über leistungsfähige Gleichstrom-Aufladetechnik verfügen (wie etwa bei der Supercharger-Technologie von Tesla), dauert ein kompletter Ladevorgang ebenfalls mehr als eine halbe Stunde. Selbst in der kleinräumigen Schweiz ist es den meisten

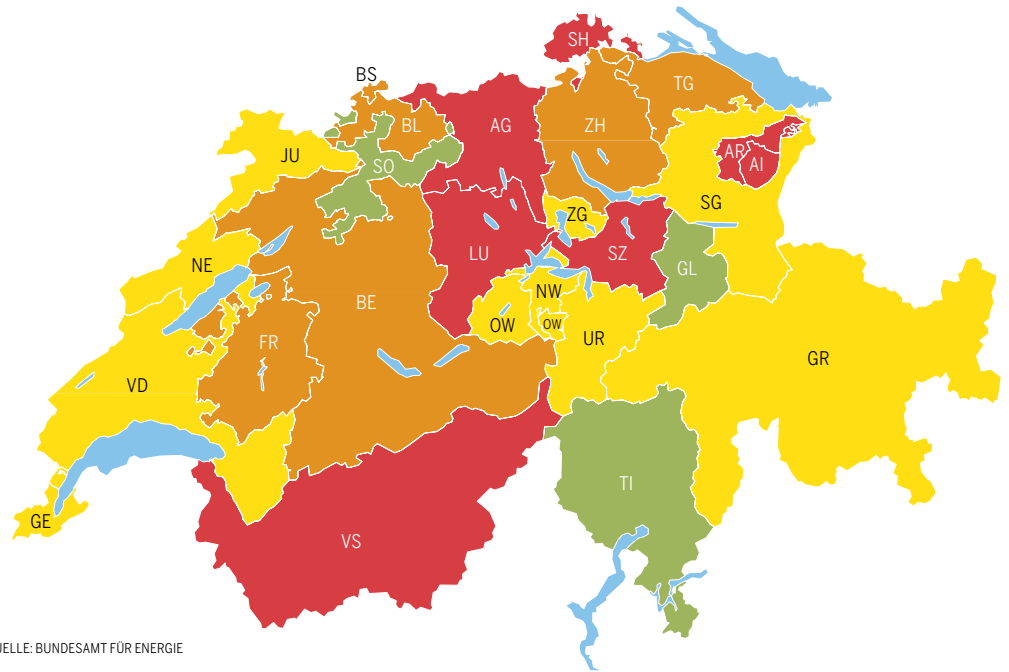
Der umweltpolitische «Angstfeind» in den USA ist der Smog; in Europa ist es der Klimawandel.

Autofahrern offenbar zu unbequem, nicht mehr an einem Stück in die Skiferien oder von Zürich nach Genf fahren zu können – geschweige denn nach Hamburg, Neapel und Paris.

Mit einer zunehmenden Anzahl von Elektroautos verschärft sich das Problem der öffentlich zugänglichen Auflade-Infrastruktur. Im Extremfall eines hundertprozentigen Umstiegs auf das Elektroauto würde es x-mal mehr Schnellladestationen «für unterwegs» brauchen, als es heute Zapfsäulen gibt – sofern es technisch nicht gelingt, die Ladezeit auf wenige Minuten zu senken oder die Reichweite der Batterieladung massiv zu erhöhen. Der technische Fortschritt hat sich aber noch nie sonderlich um bürokratische Vorgaben gekümmert. Nimmt man die heute verfügbare Technik zum Nennwert, so brauchte es in den USA nach Schätzungen des UBS-Analysten Colin Langan Investitionen von acht Milliarden US-Dollar, um so viele «Supercharger» zu bauen, dass sie im Durchschnitt innert vier Minuten angesteuert werden können, wie dies bei

Kantonale Motorfahrzeugsteuern: Rabatte für Elektrofahrzeuge

- Keine steuerliche Bevorzugung
- Zeitlich befristete Steuerermässigungen auf Elektrofahrzeuge und/oder Fahrzeuge mit geringerem CO₂-Ausstoss
- Zeitlich unbefristete Steuerermässigungen auf Elektrofahrzeuge und/oder Fahrzeuge mit geringem CO₂-Ausstoss
- Hundertprozentige, dauerhafte Steuerbefreiung von Elektrofahrzeugen



QUELLE: BUNDESAMT FÜR ENERGIE

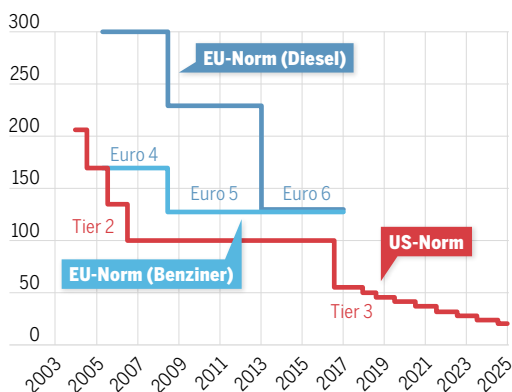
Steuerbevorzugte Elektrofahrzeuge in der Schweiz.

der herkömmlichen Zapfsäule der Fall ist. Vor einem Jahr hat die Bundesregierung in Deutschland 300 Millionen Euro an Fördergeldern für neue Ladestationen zur Verfügung gestellt. Bisher wurden davon lediglich 16,6 Millionen Euro in Anspruch genommen, wie das Bundesverkehrsministerium Ende Juni mitteilte. Das Programm soll bis 2020 dauern.

Die Kontroverse um Abgastest-Manipulationen zeigt, dass die ökologische Optimierung des Autos in ein unauflösbares Gewirr von Zielkonflikten führen kann. Während die europäischen Umweltbehörden den Ausstoss von CO₂ minimieren wollten, sahen ihre amerikanischen Schwesterbehörden eine Priorität in der Reduktion von Stickstoffoxiden (siehe Grafik unten)

Grenzwerte für PKW-Emissionen

Stickstoffoxide und Kohlenwasserstoffe (ohne Methan), in Milligramm pro Kilometer



QUELLE: THE ECONOMIST, 2016

Andere Länder, andere Werte.

und anderem Feinstaub. Der umweltpolitische «Angstfeind» in den USA ist der Smog; in Europa ist es der Klimawandel. Beim Dieselmotor gilt allerdings: je sparsamer der Verbrauch, desto tiefer die Temperatur der Abgase. Bei den jetzt kritisierten Dieselmotoren wurde durch tiefere Motortemperaturen der Verbrauch (und dadurch das CO₂) bis zum Äussersten optimiert. Als Nebenwirkung konnten die Stickstoffoxide nur unzureichend gefiltert werden. Also half man mit einer Software nach, welche auf dem Prüfstand das gewünschte Ergebnis lieferte.

Der Leiter des Instituts für Kolbenmaschinen am Karlsruher Institut für Technologie, Professor Thomas Koch, erklärt im Interview mit der Helmholtz-Gemeinschaft: «Man hätte beim Verbrauch etwas nachgeben müssen. Denn erst im Fenster oberhalb von 180 bis 200 Grad werden die Stickoxide gebrannt.» Bei Motoren der neuesten Generation sei das Problem gelöst.

Aufgrund seines tiefen CO₂-Ausstosses war der Diesel fast jahrzehntelang das Hätschelkind der europäischen Politiker. Zurzeit schwingt das Pendel ein wenig in Richtung Feinstaub-Unterdrückung. Ausgeblendet wird dabei die Tatsache, dass bei modernen Dieselfahrzeugen 90 Prozent des Feinstaubes nicht aus dem Auspuff kommen, sondern vom Reifen- und Bremsabrieb (siehe Seite 65). Das hat auch die sonst zuverlässig im links-grünen Spektrum verankerte Zeit erfasst und im Januar getitelt: «Die Motoren sind nicht das Problem». Solange Elektroautos nicht ohne Räder und ohne Bremsen fahren, bleibt ihre Überlegenheit auch in diesem Punkt eine Einbildung.

Hollywood der Bundesbeamten

Beim Filmfestival Locarno ist der Film auch bei seiner 70. Ausgabe bloss Nebensache. An unzähligen Partys und Empfängen klopfen sich Heerscharen von Politikern, Beamten, SRG-Leuten und Filmern auf die Schultern. Es geht um Geld, Aufmerksamkeit und einen Hauch von grosser Welt. *Von Rico Bandle*



Grossartiges Ambiente: Piazza Grande in Locarno.



SP-Bundesrätin Sommaruga (r.), Regisseur Rau.



Als wären sie beste Kumpels: FDP-Bundesratskandidaten Cassis (l.) und Maudet.



Geld gegen Glamour: SP-Kulturminister Berset (Mitte) mit Gattin, Festivalpräsident Solari.

Kulturminister Alain Berset ist bester Laune. «Wir schauen auf ein erfolgreiches Filmjahr zurück», sagt er vor den versammelten Journalisten. «Der Erfolg stimmt uns zuversichtlich.» Bloss: Erfolg ist relativ. Der Bund und die von ihm finanzierte Promotionsgesellschaft Swiss Films sprechen von einem herausragenden Jahr. Das Filmmagazin *Frame* andererseits hat kürzlich anhand von zahlreichen Parametern aufgezeigt, dass die Schweiz in Relation zu ihrer Grösse so ziemlich die erfolgloseste Filmproduktion Europas beherbergt.

Von dürrtigen Schweizer Filmen will hier aber niemand reden. Wir sind schliesslich in Locarno. Die Stadt im Tessin versprüht mediterranes Flair wie Cannes oder Venedig. Hier spürt man einen Hauch von dem, was so überhaupt nicht zur Schweiz passt: Glamour, Hollywood-Feeling, gepaart mit Ferienstimmung. Und das will ausgekostet sein. Kein Kulturanlass zieht mehr Politiker an. Nirgends gibt es mehr Empfänge und Partys. Kader aus der Bundesverwaltung und staatsnahen Betrieben feiern hier gemeinsam mit Politikern und Filmemachern. Auch einige Vertreter der Privatwirtschaft zeigen sich, bleiben aber klar in der Minderheit. Das Bundesamt für Kultur und die SRG sind mit dermassen grossen Delegationen vor Ort, dass sie in Locarno gar Sitzungen abhalten. Um dann den nächsten Cüpli-Empfang abzuhalten.

Die enge Verbandelung von Film, Politik und Bundesverwaltung hat einen einfachen Grund: Die Filmer sind auf Gedeih und Verderb auf das öffentliche Geld angewiesen. Es geht um über 100 Millionen Franken, die jährlich verteilt werden. Allein vom Bund fließen jährlich 55 Millionen Franken in den Film, von der SRG 27,5 Millionen.

Jeder hier will ein Stück vom Kuchen. Und die Politiker lassen sich im glamourösen Festivalumfeld noch so gerne umgarnen. Die Charmeoffensive der Branche zeigt Wirkung: Schweizweit wurde die Filmförderung in letz-

ter Zeit beträchtlich aufgestockt, der Beitrag des Bunds beispielsweise wuchs in den vergangenen zehn Jahren um 50 Prozent.

Frauen und Muskelprotze

Wie läuft der Tauschhandel Film-Glamour gegen Geld ab? Ich besuche die wichtigsten Anlässe der ersten Festivalwoche, etwa drei pro Tag. Ständig begegne ich dabei denselben Personen, die sich an den üppigen Büffets bedienen. Und überall stehen sich die SRG-Kameraleute und -Reporter gegenseitig im Weg. Allein das deutschschweizerische SRF ist gemäss Akkreditierungsliste mit 32 Journalisten vor Ort, zusammen mit den Tessiner und den welschen Kollegen berichten über hundert Leute für die SRG aus Locarno.

Das strengste Programm absolviert Bundesrat Alain Berset, der nach der Eröffnung am Mittwoch bis zum Wochenende an täglich drei bis vier Empfängen in glühender Hitze Reden hält und sich dann unter die Gästeschar begibt.

Nachdem er an der Pressekonferenz zum Festivalbeginn sein überschwängliches Lob auf das hiesige Filmschaffen ausgesprochen hat, übergibt er das Wort an Isabelle Chassot, Chefin des

Das Festival an dem wunderbaren Ort macht Spass – solange man keine Filme schauen muss.

Bundesamts für Kultur (BAK). Die oberste Kulturbeamtin des Landes verliert kein Wort über Inhalt oder Qualität des Schweizer Films. Ihr geht es um etwas anderes: um Frauen, Gleichberechtigung, Diversität, Inklusion. Sie stört sich daran, dass mehr Männer Regie führen als Frauen. Nicht nur werde ein Grossteil der Filme von Männern gemacht, diese erhielten im Durchschnitt auch mehr Geld pro Film. Das gelte es zu ändern, sagt sie mit ernster Miene. «Bei gleicher Qualität erhalten deshalb Frauen bei der Förderung den Vorzug.» Damit nicht



Eigener Gusto: Kultur-Chefbeamtin Chassot.

genug. Der Bund habe eine landesweite Studie darüber gestartet, wie Frauen und wie Männer in Filmen und im Fernsehen dargestellt würden. Wie viele Frauen kommen in Filmen vor? Wie alt sind sie? Nehmen sie eine tragende Rolle ein? Was für ein Frauenbild vermitteln sie? Alles werde statistisch erfasst. 2019 sollen die ersten Resultate veröffentlicht werden. Es ist ein Leichtes, die Haupterkennnis jetzt schon vorauszusagen: Frauen werden diskriminiert. Bei jedem anderen Resultat wäre der Aufwand umsonst gewesen.

Auch BAK-Filmchef Ivo Kummer kommt zu Wort. Er redet vor allem über internationale Co-Produktionen, die das BAK fördern möchte. Wie eine solche aussieht, kann ich wenig später selber erfahren. «Ta Peau si lisse», eine kanadisch-schweizerisch-französische Co-Produktion, läuft im internationalen Wettbewerb. Der Film von Denis Côté zeigt, der fast ohne gesprochenes Wort auskommt, zeigt sechs kanadische Bodybuilder in Nahaufnahme beim Essen, Zähneputzen, Hantelnheben und Muskelnpräsentieren. 93 Minuten lang. Es ist, als würde man 93 Minuten im Zoo in den Affenkäfig schauen. Ein Film, der wohl nicht einmal ein Nischenpublikum erreichen wird. Der nichts mit der Schweiz zu tun hat. Der aber als Schweizer Co-Produktion (weil Geld auch aus der Schweiz geflossen ist) die Erfolgsstatistik des Schweizer Films anhebt – dank der Einladung an das Festival. Ein ausgewiesener Filmkenner sagt mir nach der Vorstellung: «Dieser Film gehört zum Besseren, was es in Locarno bisher zu sehen gegeben hat.»

Bundesrat macht auf James Bond

Noch am selben Nachmittag gibt die Urheberrechtsgesellschaft Suisa einen Empfang. «Eingeladen sind Suisa-Mitglieder, Politikerinnen und Politiker sowie Film- und Medienschaffende», heisst es im Brief, den ich vor ein paar Wochen erhalten habe – also dieselben Leute, die sich überall am Filmfestival den Magen voll-

Vertreibung aus dem Paradies

Früher war alles besser? Aber klar doch, solange das «Grand Hotel» das Epizentrum der Filmfestspiele Locarno war.

Ein wehmütiger Rückblick. *Von Wolfram Knorr*



Epizentrum einer Illusionswelt: «Grand Hotel» in Locarno, 1946.

Zum Filmfestival fallen mir nicht reflexartig die Abende auf der Piazza Grande ein, sondern das über der Stadt thronende «Grand Hotel», der Belle-Epoque-Palast, die Apotheose schierer Pracht. Stuckdecken, geflieste Wände, gewaltiges Treppenhaus, mit Läufern ausgelegt, grosse Zimmer, bleiverglaste Fenster, Terrassen und darunter der Park, der Urknall des Festivals. Er wurde 1946 zum ersten Freilichtkino. Der Prachtbau blieb der monumentale Resonanzraum für die Zelluloidhéroen und ihre Gemeinde.

Die Bar war der Treffpunkt für nächtelange hitzige Diskussionen und ausgelassenes Treiben. Die Terrasse, der Garten, nichts blieb ungenutzt an lauen Sommerabenden, ob es Empfänge waren, Einladungen oder Treffen im kleinen Kreis – das «Grand Hotel» war und blieb die cineastische Drehscheibe, das Epizentrum einer Illusionswelt, mit seinen Fluchten, Treppen und Gewölbegängen. Die Architektur einer zu Stein erstarrten Traumwelt. Das Ambiente von seliger wie aufgedrehter Entrücktheit gab es nur in diesem Tempel und nicht in Cannes' Zuckerbäckerhotel «Carlton», in dem eher der Kannibalismus herrschte, die wilde Jagd nach Vertragsabschlüssen und Ein- und Verkäufen; und

schon gar nicht in Berlin, wo die blanke Profanität dominierte.

Ausflüge ins Oberstübchen mit Luc Bondy

Unterhaltsam und aufregend waren viele Treffen, etwa jene mit US-Schauspieler Matt Dillon, B-Film-Guru Roger Corman oder der Französin Bulle Ogier. Unvergesslich aber war eine Nacht mit den Regisseuren Luc Bondy und Daniel Schmid. Ich bin mir nicht sicher, ob es 1987 war, als Schmid seinen «Jenatsch» präsentierte, oder in einem anderen Jahr. Geblieben ist mir nur, dass ich sehr spät mit Luc Bondy in der Barsass, später Schmid zu uns stiess, und Luc und ich über Hitchcock palaverten, und Bondy mir verklickerte, warum die Filme von «Hitch» und Luis Buñuel zwei Seiten einer Medaille seien. Ausgerechnet dieses Gegensatzpaar? Seine Theorie leuchtete ein und fräste sich mir so fest ins Hirn, dass ich später einen Text daraus machen musste. Das war das Fluidum der «Grand Hotel»-Bar, das solche Ausflüge ins Oberstübchen ermöglichte. Ich kann mich nicht erinnern, an anderen Orten ähnlich flirrende Begegnungen gehabt zu haben.

2005 war es vorbei mit dem «Zauberberg». Er hatte schon einige Jahre zuvor still vor sich hingesehelt, was nicht zu übersehen war. Der Charme zerbröselte wie manche Treppensteplatte. Die Besitzer zogen sich zurück, und

Deals mit neuen Interessenten scheiterten, bis heute. Und diese Vertreibung aus dem Paradies färbte auf das Festival ab, es schien immer mehr zu einem puritanischen Birkenstock-Treffen zu mutieren. Man studierte, sehr früh aus den tristen Nullachtfuffzehn-Zimmern fliehend, in einem funktional eingerichteten Café das Programm, ging in die jeweiligen Vorführungen und abends auf die Piazza. Wenigstens dort ging es noch ein wenig wie auf einem Marktplatz zu, aber danach? Ins Maggiatal in die angesagten Kneipen und in die Grotti? Da brauchte man fahrbare Untersätze. Die hatten nur wenige. Mir schien, als hätte das Festival auch noch die dazu passenden Filme ausgesucht, die einem die Lust vergällten. Ist natürlich Quatsch, aber mir kam's so vor. Man schien, was man sah, auf einmal sauertöpfisch ernst zu nehmen.

Der schönste Skandal

Als 1971 die Vorführungen vom Hotelpark auf die Piazza verlegt wurden, spaltete sich das Programm in «Knaller» (auf der Piazza) und «Mauerblümchen», die «verhuschten», «schwierigen» Filme (in den Kinos des Städtchens). Das bereitete Locarno, neben Venedig und Moskau drittältestes Filmfestival Europas, Sorgen und führte auch zu Kontroversen. Im «Grand Hotel» löste sich die Spannung in Wohlgefallen. Heute ist das kein Thema mehr. Filmfest-Präsident Marco Solari will, dass es weiter wächst, noch professioneller wird, aber «nicht zur Konsumkulisse verkommt» und «dem Glamour Tür und Tor öffnet» (*NZZ online*). Ein sanfter Seitenhieb auf die Konkurrenz aus Zürich, die mit ihrem ziemlich jungen Festival ohne Wenn und Aber auf den Glamour setzt? Der gehört nun mal zum Film wie der Weihrauch zur katholischen Kirche. Der Glamour hielt sich sowieso in Grenzen, entfaltete nur im «Grand Hotel» seinen besonderen Reiz.

Richtig schöne Dispute waren ohne «Grand Hotel» nicht denkbar. Einer war besonders hübsch und entzündete sich an «Fingers» (1978) von James Toback mit Harvey Keitel. Ein Aufschrei. Einen solchen Film ins Programm genommen zu haben, grenzte an Frevel. «Fingers» erzählt von einem irren Typ, in dessen Brust zwei Seelen ringen. Einerseits ist er ein begnadeter Pianist, andererseits muss er für seinen Daddy, einen Gangster, Mordaufträge übernehmen. Begnadete Musenfinger, die killen? Da hörte der Spass aber auf! Es war natürlich nicht der einzige Film, der im Lauf der Jahre für kleine Skandale sorgte, aber bei «Fingers» war er besonders schön. Es war halt damals alles besser, vor allem zwischen den Säulen des «Grand Hotel». Alles perdu. ○

schlagen können. Sechs Köche mit hohen Kochmützen stehen hinter Tischen mit Hunderten von liebevoll aufgereihten Häppchen. Eine klägliche Gruppe von dreissig bis vierzig Leuten hat sich zu dem Anlass eingefunden, wo auch noch ein Preis für Filmmusik verliehen wird. Das gebührenfinanzierte Buffet inklusive mobiler Gelateria hätte für drei- bis viermal so viele Menschen gereicht. Der Platz in dem dekorierten Hof erst recht. «Es gibt einfach zu viele Anlässe hier», entschuldigt ein Vertreter der Suisa den spärlichen Besucheraufmarsch. Der Konkurrenzkampf bei den Empfängen ist tatsächlich gross, vor allem am nächsten Tag.

Über Mittag lädt das Filmfestival zum traditionellen Risottoessen auf dem Monte Verità – jenem Hügel, den Lebenskünstler und Nudisten vor hundert Jahren zu einem magischen Ort haben werden lassen. Alain Berset erscheint in James-Bond-Manier im perfekt geschnittenen dunklen Anzug und mit schwarzer Sonnenbrille. So cool der Magistrat aussieht, bei 36 Grad im Schatten kann er einem doch leidtun. Ex-Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann ist einer der wenigen Wirtschaftsvertreter unter lauter Politikern, Beamten und SRG-Vertretern. Am meisten Aufmerksamkeit erhält FDP-Bundesratskandidat Ignazio Cassis, der sich mit seinem Freizeitlook betont lässig gibt. SRG-Präsident Roger de Weck erscheint, leicht hinkend, in eigenartigen Turnschuhen. Eine bemerkenswerte Anekdote: Die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch hat keine Ahnung, wer vor ihr steht, als Arthur Rutishauser, Chefredaktor des *Tages Anzeigers* – der grössten Zeitung ihrer Stadt –, sie begrüssen möchte. Sie entschuldigt sich charmant für den Lapsus und bietet dem Journalisten gleich das Du an. So ist Locarno: Hier treffen Zürcher aufeinander, die in Zürich nie miteinander sprechen.

Giacobbo und das verweigerte Geld

Einige Stunden später folgt der Apéro des Bundesamts für Kultur in Minusio, unmittelbar am Lago Maggiore. Viele Gäste sind direkt vom Anlass auf dem Monte Verità gekommen. Alain Berset hat die Krawatte mittlerweile ausgezogen, den obersten Hemdknopf gelöst. Er hält wie gewohnt eine witzige Rede. Isabelle Chasot verkündet, dass «Die göttliche Ordnung» für die Schweiz ins Rennen um den Oscar für den besten fremdsprachigen Film geschickt wird. Eine Wahl ganz nach ihrem Gusto: Es handelt sich um einen Film von einer Frau (Petra Volpe) über ein Frauenthema (Frauenstimmrecht) mit einer Frau in der Hauptrolle (Marie Leuenberger). Credit-Suisse-Verwaltungsratspräsident Urs Rohner wirkt etwas verloren an diesem Treffen von Subventionsgebern und -empfängern. Er begleitet tapfer seine Lebenspartnerin Nadja Schildknecht, die als Co-Direktorin des Zurich Film Festival ebenfalls Bundesgelder bezieht, wenn auch in viel kleinerem Umfang als Locarno.

Ich fahre zurück ins Festivalzentrum, wo das nächste Buffet wartet. «Dîner politique» heisst der Anlass, der Politiker und Filmemacher zusammenbringt. Alain Berset ist diesmal nicht dabei, er hat eine gleichzeitig stattfindende Veranstaltung in Ascona vorgezogen. Dafür wieder Ignazio Cassis. Und wieder stiehlt der Tessiner Bundesratskandidat allen die Show – weil auch



Empfang auf dem Monte Verità: SRG-Chef de Weck.

der Genfer Staatsrat Pierre Maudet da ist. Jener Pierre Maudet, der kurz vorher bekanntgegeben hat, ebenfalls ins Rennen um die Nachfolge von Bundesrat Didier Burkhalter einzusteigen. Die Konkurrenten treffen hier erstmals aufeinander, zur Freude der vielen Kameralleute. Cassis und Maudet schäkern etwas gar aufgesetzt herum, umarmen sich, tun so, als wären sie schon lange beste Kumpel.

Gemäss Einladungsliste sind über zwanzig National- und Ständeräte am «Dîner politique» dabei, zudem Filmemacher wie Sabine Boss und Samir sowie einige hohe Kulturbeamte und SRG-Kader, darunter SRF-Direktor Ruedi Matter und SRF-Kulturchef Stefan Charles. Die anderen Journalisten müssen nach dem Apéro den Anlass verlassen. Hier geht es darum, dass die Filmleute ungestört mit ihren Geldgebern, der Politik und der SRG, anbandeln können. Komiker Viktor Giacobbo witzelt: «Ich lobbyiere hier für mehr Geld für die Schweizer Filmbranche, das ich dann für die eigenen Projekte nicht bekomme.» Kürzlich hat das BAK einen Antrag von ihm für einen Drehbuchbeitrag abgelehnt.

Zum Morgengrauen an der SRG-Party

Es ist Samstag, der wichtigste Tag am Festival. Ich möchte mir am Morgen «Willkommen in der Schweiz» anschauen, den vielbesprochenen Dokumentarfilm über die Aargauer Gemeinde Oberwil-Lieli, SVP-Politiker Andreas Glarner und die Flüchtlinge. Dok-Filme über «das Phänomen SVP» hat es bereits zuhauf gegeben. Sie ziehen immer, ob im SRF oder an einem Festival. Eine riesige

Menschenmenge drängt sich vor dem Kinosaal. Dutzende von Besuchern werden wegge-wiesen. Ich auch. Also schaue ich mir wieder einen Wettbewerbsfilm an. Mein vierter, «Madam Hyde» von Serge Bozon. Vielleicht hat dieser endlich mal eine Handlung. Hat er tatsächlich. Aber ich verstehe sie nicht. Eine überforderte Lehrerin (Isabelle Huppert) verwandelt sich nach einem Stromschlag jeweils nachts in ein glühendes Monster, das alles, was es berührt, in Flammen aufgehen lässt. Deshalb wird sie tagsüber eine bessere Lehrerin. Keine Ahnung, was das soll. Immerhin ist das Kino angenehm heruntergekühlt.

Am Abend auf der Piazza Grande erfolgt der grosse Auftritt des Ringier-Publizisten Frank A. Meyer. Kurz vor Filmbeginn, wenn alle Leute schon sitzen, stolziert er mit der Gästeschar seines «Dîner républicain» zu den reservierten Plätzen. Im Schlepptau hat er deutsche Politgrößen: Wirtschaftsministerin Brigitte Zypries, FDP-Chef Christian Lindner und Altbundeskanzler Gerhard Schröder. Angeblich soll Meyer auch darauf Einfluss nehmen, welcher Film an dem Abend auf der Piazza gezeigt wird. Es handelt sich dieses Jahr um einen französischen Boxerfilm. Kein Meisterwerk, aber doch eine rührende Geschichte über einen sympathischen Verlierertyp. Für einmal ein Film, bei dem man nicht nach zehn Minuten auf die Uhr schaut und sich derweil fragt, wann er endlich fertig ist.

Danach, gegen Mitternacht, geht's zur grossen SRG-Party, «La Nuit blanche de la SSR». Direktor Roger de Weck begrüsst am Eingang sämtliche geladenen Gäste einzeln per Handschlag, es sind mehrere hundert. Das gebührenfinanzierte Medienhaus zeigt sich von der grosszügigen Seite: essen und trinken, so viel man will. Alain Berset stolpert irgendwann im Morgengrauen über ein am Boden stehendes Weinglas. Regisseur Dominik Locher zieht, völlig alkoholisiert, unfreiwillig eine Show ab – vielleicht muss er sich zwei Tage vor der grossangekündigten Premiere seines Films «Goliath» Mut antrinken. Theatermann Milo Rau, der hier ebenfalls einen Film präsentiert, gibt sich dagegen eher zurückhaltend – er hat am nächsten Tag noch ein Treffen mit Bundesrätin Simonetta Sommaruga. SRF-Direktor Rudolf Matter ist um vier Uhr morgens noch immer vor Ort, nüchtern, aber gleichwohl in bester Stimmung.

Überall sieht man zufriedene Gesichter. Man lässt es sich gutgehen in Locarno – zumindest, wenn man zu den geladenen Gästen gehört. Manchmal fragt man sich: «Gibt es an dem Festival überhaupt normale Besucher, die Eintritt bezahlen, die weder wegen der Empfänge noch berufsbedingt angereist sind?»

Die Anziehungskraft, die der Anlass auf Amtsträger, Beamte und andere mehr oder weniger wichtige Leute ausübt, ist für mich nach vier Tagen in Locarno nachvollziehbar: Das Festival an dem wunderbaren Ort macht Spass – solange man keine Filme schauen muss. ○



Gezinkte Karten: jugendliche Flüchtlinge im Grenzbahnhof von Chiasso.

Asyl für unbekannt

Die Zahl minderjähriger Asylbewerber, die ohne ihre Eltern reisen, nimmt stark zu. Doch nur bei 3,7 Prozent von ihnen steht die Identität zweifelsfrei fest. Der Bund tut wenig, um den offenkundigen Missbrauch zu bekämpfen. *Von Philipp Gut*

Wissen Sie, was ein UMA ist? Das verwaltungsdeutsche Kürzel steht für «unbegleitete minderjährige Asylsuchende». Dass Jugendliche oder Kinder ohne erwachsene Bezugspersonen meist Tausende Kilometer weit reisen, um in der Schweiz Schutz vor angeblicher oder tatsächlicher politischer Verfolgung zu suchen, kam früher kaum vor. In den letzten Jahren hat die Zahl minderjähriger Gesuchsteller aber stark zugenommen. Von 2007 bis 2017 (Stand Ende April) waren es über 8000. Das zieht etliche Probleme nach sich.

Sie beginnen mit der Frage, mit wem es die Behörden da eigentlich zu tun haben. Man würde davon ausgehen, dass jemand, der in seiner Heimat ernsthaft an Leib und Leben bedroht ist, alles daransetzt, seine Identität offenzulegen. Die UMA tun dies jedoch nur selten. Von den mehr als 8000 minderjährigen Asylsuchenden, die im vergangenen Jahrzehnt in der Schweiz registriert worden sind, haben lediglich 414 einen Reisepass eingereicht. 502 wiesen

eine Identitätskarte vor und 1104 Ausweispapiere anderer Art. Die grosse Mehrheit, nämlich 6123, wollte überhaupt keine Dokumente zeigen. Dies steht in der Antwort des Bundesrats auf eine Interpellation der Zürcher Nationalrätin Barbara Steinemann (SVP).

Schaut man genauer hin, wird es noch undurchsichtiger. «In den letzten zehn Jahren stand die Identität bei insgesamt 305 unbeglei-

Der Bund weiss bei über 96 Prozent nicht mit Sicherheit, wen er vor sich hat.

teten minderjährigen Asylsuchenden zweifelsfrei fest», schreibt der Bundesrat. Das sind nur gut 3,7 Prozent aller UMA. Bei den übrigen 7838 war die Identität demnach nicht klar. Der Bund weiss also bei über 96 Prozent der jugendlichen Asylanten gar nicht mit Sicherheit, wen er vor sich hat. Kann man noch von einem ge-

ordneten und fairen Asylprozess reden? Oder ist das schon das perfekt organisierte Chaos?

Mehrheit ohne Ausweispapiere

Die *Weltwoche* hat das verantwortliche Staatssekretariat für Migration (SEM) mit dem beunruhigenden Befund konfrontiert. Auf die Frage, weshalb so viele UMA keine Identitätspapiere präsentieren, meint das SEM: «Eine Mehrheit der Asylsuchenden, ob UMA oder nicht, reicht in der Schweiz keine Identitätspapiere ein.» Das macht die Sache freilich nicht besser: Es ist offenbar gängige und von den Schweizer Behörden akzeptierte Praxis, dass die Mehrzahl der Personen, die in unserem Land ein Asylgesuch stellen, mit gezinkten Karten spielt und ihre wahre Identität verschleiert. Je nach Gesetzgebung des Herkunftslands würden für Jugendliche «auch erst ab einem gewissen Alter Identitätsdokumente ausgestellt», ergänzt das SEM.

Weiter stellt sich die Frage, wie es möglich ist, dass die (minderjährigen) Asylreisenden

bis zum Ziel Schweiz oft über viele tausend Kilometer durch verschiedene Territorien und am Ende durch mindestens einen EU-Staat fahren, ohne gültige Ausweise zu haben. «Die Erfahrung zeigt, dass es durchaus möglich ist, dass Asylsuchende jeglichen Alters mehrere Länder ohne Identitätsdokumente oder mit gefälschten Identitätsdokumenten transitieren können», schreibt das SEM dazu.

Die Antworten sind aufschlussreich: Offenbar gehen die Schweizer Behörden davon aus, dass die Fälschung von Dokumenten und das Vertuschen der wahren Identität im Asylwesen an der Tagesordnung sind. Was unternimmt der Bund, um diesen eingestandenen Missbrauch zu bekämpfen?

Hier werden die Auskünfte des SEM einerseits sehr technisch, andererseits sehr unbestimmt. Die Behörde verweist auf die einschlägige juristische Fachliteratur und stellt fest: «Eine ungenügende Mitwirkung im Asylverfahren kann bei der Prüfung der Glaubhaftigkeit der Asylgründe berücksichtigt werden.» Man achte auf die Kann-Formulierung, auch beim folgenden SEM-Satz: «Weigert sich eine Person, ihre Identität offenzulegen oder nach einem negativen Asyl- und einem Wegweisungsentscheid bei der Beschaffung gültiger Reisepapiere mitzuwirken, kann dies ferner zur Anordnung ausländerrechtlicher Zwangsmassnahmen führen.» Dies regeln die Artikel 75 bis 78 des Ausländergesetzes.

Sanktionen? Fehlanzeige

Der Bund hat also durchaus Möglichkeiten, bei Zweifeln an der Identität eines Asylbewerbers einzuschreiten. Gemäss SEM werden in solchen Fällen etwa linguistische Herkunftsanalysen durch externe Sprachexperten durchgeführt oder Altersgutachten erstellt. Allerdings bleibt die Praxis lasch. Laut den Asylrichtern des in letzter Instanz urteilenden Bundesverwaltungsgerichts müssen die jugendlichen Gesuchsteller ihre Minderjährigkeit nicht im strengen Sinn beweisen, sondern bloss «glaubhaft» machen. Wer die Behörden anschwandelt und die Minderjährigkeit nur vorgibt, muss deswegen nicht mit Konsequenzen rechnen. «Beachte: Auch wenn das Alter grundsätzlich einen Teil der Identität einer Person ausmacht, stellen unwahre Angaben der asylsuchenden Person über ihr tatsächliches Alter allein in der Regel noch keine Identitätstäuschung im Sinn von Artikel 36 Asylgesetz dar», erklärt das SEM.

Die Interessenten aus aller Welt haben die Botschaft längst verstanden: «Ihr könnt eine falsche Identität annehmen, eure Papiere verstecken und mit dem Alter schwindeln – mit griffigen Sanktionen müsst ihr nicht rechnen.» Warum sollten sie auch ehrlich sein, wenn ihre Trickereien honoriert und mit Asyl oder Bleibe-recht samt unbegrenztem Zutritt zum üppigen Schweizer Sozialstaat belohnt werden? ○

Regierung

Köpferollen nach Schweizer Art

Alle kritisieren den US-Präsidenten Trump wegen seiner sprunghaften Personalpolitik. Hierzulande agieren und agierten die Bundesrätinnen Sommaruga und Widmer-Schlumpf ähnlich unzimperlich.

Es ist ein ständiges Kommen und Gehen, seit SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) leitet. Die letzte fragwürdige Personalie ist erst ein paar Wochen alt. Botschafter Urs von Arb, Vizedirektor des Staatssekretariats für Migration (SEM), wurde auf ein Nebengeleise abgeschoben. So konnte Sommaruga ihren langjährigen Vertrauten und Berater, den früheren Lehrer Vincenzo Mascioli, auf diesen lukrativen Posten hieven. Beschönigend liess der Informationsdienst des Migrationsamts auf Anfrage verlauten: Mascioli sei durch seine bisherige Funktion «herausragend für seine künftige Aufgabe qualifiziert».

Das ist nur die letzte Episode von Sommarugas chaotischer Personalpolitik. Die Liste der Gefeuerten und der «freiwilligen» Abgänge im Departement der SP-Bundesrätin ist für Schweizer Verhältnisse ungewöhnlich lang. Im November 2010 kam die Berner Ständerätin für Moritz Leuenberger in den Bundesrat, widerwillig übernahm sie das EJPD und entliess, nach bloss knapp acht Monaten, bereits den Chef des damaligen Bundesamtes für Migration (BFM), Alard du Bois-Reymond. Später mussten auch BFM-Vizedirektorin Eveline Gugger Bruckdorfer und der Informationschef des Migrationsamtes, Joachim Gross, abtreten.

Drehtüreffekt im engsten Umfeld

Auch im Bundesamt für Polizei (Fedpol) griff Sommaruga durch. Nachdem der damalige Chef der Bundeskriminalpolizei, Michael Perler, seine russische Partnerin auf eine berufliche Reise nach Russland mitgenommen hatte, wurde er nach einem kurzen Hin und Her von der Departementschefin abgesetzt. Andere gingen «freiwillig», so Fedpol-Chef Jean-Luc Vez, sein Stellvertreter Adrian Lobsiger, ebenso Perlens Nachfolger bei der Bundeskriminalpolizei, René Wohlhauser, und die langjährige Fedpol-Informationsschefin Danièle Bersier. Im Bundesamt für Justiz gab Chef Michael Leupold bald einmal seinen Rücktritt.

Besonders ausgeprägt war der Drehtüreffekt in Sommarugas engstem Umfeld. Obwohl von ihr ausgesucht, musste die Informationschefin des EJPD, Christine Stähli, nach rund

einem Jahr wieder gehen. Für Stähli kam Sylvia Scalabrino, die aber ebenfalls nach gut einem Jahr den Job quittierte. Als persönlichen Mitarbeiter stellte die EJPD-Vorsteherin den Neuenburger Juristen Daniel Veuve an. Dieser schmiss nach zehn Monaten den Bettel hin. Marc Gebhard, Sommarugas Berater für Kommunikation, wechselte nach zwei Jahren in die

Direktion für Tiefbau, Verkehr und Stadtgrün der Berner SP-Gemeinderätin Ursula Wyss, also zu seiner Ex-Ehefrau.

Grosser Verschleiss

Eine an Donald Trump erinnernde Personalpolitik praktizierte auch Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf. Die Bündnerin wechselte ähnlich ruckartig wie Simonetta Sommaruga Spitzenfunktionäre aus. Als sie das EJPD Anfang 2008 übernahm, feuerte sie sofort Walter Eberle und dessen Stellvertreter

Yves Bichsel, die beiden Stabschefs ihres Vorgängers Christoph Blocher. Für Eberle kam Sonja Bietenhard, die aber von Widmer-Schlumpf bereits im Dezember 2009 wieder kaltgestellt wurde. Auch Informationschef Livio Zanolari musste gehen; er wurde durch Brigitte Hauser-Süess ersetzt.

Viel Staub wirbelte die BDP-Bundesrätin im Mai 2009 auf, als sie mit Eduard Gnesa den langjährigen Direktor des Bundesamts für Migration absetzte. Später mussten gleichenorts mit Urs Betschart und Jürg Scheidegger zwei weitere hochrangige Mitarbeiter gehen. Wie unübersichtlich Widmer-Schlumpfs Personalpolitik zeitweise war, zeigte sich im Fall eines persönlichen Mitarbeiters. Sie hatte den Romand Sébastien Leprat, einen angeheirateten Neffen von alt Bundesrat Adolf Ogi, gleich nach ihrer Wahl angestellt – und feuerte ihn nach wenigen Monaten bereits wieder. Als sie Ende 2010 das Finanzdepartement übernahm, stellte sie ihn erneut als persönlichen Mitarbeiter an.

Kurzum: Was Donald Trump in den USA vorexerziert, haben die Schweizer Bundesrätinnen Eveline Widmer-Schlumpf und Simonetta Sommaruga erfolgreich vorgelebt: Auch sie hievten Vertrauensleute in zentrale Positionen und feuerten sie postwendend wieder, wenn sie nicht ins Konzept passten.

Hubert Mooser



Widmer-Schlumpf, Sommaruga.

Vorhang auf

Nach Ignazio Cassis haben auch Isabelle Moret und Pierre Maudet die Deckung verlassen. Jemand aus diesem freisinnigen Trio wird aller Voraussicht nach Bundesrat Didier Burkhalter beerben. Was alle drei noch liefern müssen, ist inhaltlicher Klartext. Wo stehen sie politisch?



Sichtbarer: Nationalrat Cassis, TI.

Ignazio Cassis — Der Tessiner sei ein durchschnittlicher Parlamentarier, der nur deshalb stark sei, weil ihm seine Partei das Präsidium von Fraktion und Sozialkommission überlassen habe. So hat die *Sonntagszeitung* den seit 2006 amtierenden Nationalrat einmal beschrieben. Diese Charakterisierung wird dem FDP-Fraktionschef nicht gerecht. Sie verdeutlicht jedoch sein grösstes Handicap: die eigene Imagepflege. Cassis war nie einer, den es vor die Mikrofone drängte. Erst als Fraktionschef ist er sichtbar geworden. Und er ist politisch weiterhin schwer fassbar.

Der 56-jährige Cassis gilt als einer der versiertesten Gesundheitspolitiker im Lande. Er steht für eine bürgerliche Gesundheits- und Sozialpolitik und prangerte verschiedentlich die wirkungslose Regulierungswut von Bertsch Gesundheitsbehörde an. Bei der Reform der Altersvorsorge kämpfte er mit der SVP und der FDP gegen den Kompromiss von SP und CVP.

In gesellschaftspolitischen Fragen, etwa punkto Cannabis-Liberalisierung, tendiert Cassis eher nach links.

In anderen politischen Bereichen wie beim Rahmenabkommen mit der EU sind Cassis' Positionen weniger klar. Seine Meinung dazu will er erst dann abgeben, wenn ein Verhandlungsergebnis vorliegt. Er zeigt sich indessen skeptisch gegenüber einer Lösung mit dem Europäischen Gerichtshof als Streit-schlichtungsinstanz. Anders als seine Westschweizer Konkurrenten, Nationalrätin Isabelle Moret und Staatsrat Pierre Maudet, ist Cassis aber kein EU-Turbo. Es gibt im linken Lager deshalb einige Parlamentarier, die gegen ihn Stimmung machen – weil sie befürchten, dass mit ihm in der Landesregierung die Gegner einer institutionellen Lösung mit Brüssel die Oberhand gewinnen könnten. (hmo)



Kompromiss: Nationalrätin Moret, VD.

Isabelle Moret — Auch wenn Isabelle Moret lange abgewogen hat, ob ihre Bundesratskandidatur opportun sei: Verantwortung scheut sie nicht. 2006 trat sie in den Nationalrat ein, zwei Jahre später rückte sie zur Vizepräsidentin der FDP Schweiz auf. 2011 stellte sich die Waadtländerin als Ständeratskandidatin zur Verfügung. Es gelang ihr nicht, den Ständeratssitz ihrer 2007 abgetretenen Parteikollegin Christiane Langenberger zurückzuerobern.

Moret und Langenberger gelten als Vorkämpferinnen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Als Langenberger 2015 verstarb, wurde sie von Moret in einem Nachruf als Grande Dame gewürdigt, die einen zentristischen und humanistischen Freisinn verkörpert habe. In diese Richtung bewegt sich auch Isabelle Moret vorwärts. Die 46-jährige Mutter zweier Kinder (elf- und sechsjährig) sagt von sich, sie sei dem Kompromiss zugetan. In der Energiepolitik befürwortete sie den Ausstieg aus der Atomenergie klar. Eine Familienpolitik, die Eltern steuerlich entlastet, gehört zu ihren Herzensanliegen. Europapolitisch verteidigt sie den freien Personenverkehr, ein institutionelles Rahmenabkommen hingegen bewertet sie als nicht mehrheitsfähig.

Partikuläre Interessen vertritt die Gesundheitspolitikerin Moret als Präsidentin des Spitalverbands H+. Seit 2015 präsidiert sie den Dachverband der Nahrungsmittelindustrie (Fial). Zudem sitzt sie im Vorstandsausschuss von Economiesuisse. Erwähnenswert ist auch dies: 2009 forderte Nationalrätin Moret, die Amtszeit von Bundesräten sei auf zwei volle Legislaturperioden zu beschränken. Wenn nämlich eine gewählte Magistratsperson Reformen nicht innert acht Jahren abschliessen könne, werde sie sowieso nicht an ein Ende gelangen. (rz)



Steckenpferd: Regierungsrat Maudet, GE.

Pierre Maudet — Ist von Pierre Maudet und seiner politischen Ausrichtung die Rede, fehlt selten der Hinweis, er sei ein «sicherheitspolitischer Hardliner». *Law and order* stünden beim 39-jährigen Genfer Wirtschafts- und Sicherheitsdirektor zuoberst. Doch wo steht der smarte und ehrgeizige Vollblutpolitiker, der schon länger Bundesratsambitionen hegt, wirklich?

Stutzig machten jüngst die Elogen linker Genfer Nationalräte, die Maudets Bundesratskandidatur begrüssen. Carlo Sommaruga (SP) lobte ihn im *Tages-Anzeiger* als «freien Denker», die grüne Ratskollegin Lisa Mazzone rühmte ihn als einen «reflektierten Politiker». Das ist nicht die gewohnte Tonlage, in der Linksausleger über einen bürgerlichen Gegner reden.

Es ist schon richtig: Die Sicherheitspolitik ist Maudets Steckenpferd. Im diesbezüglich eher laschen Kanton Genf, wo sich 2013 der Mordfall Adeline ereignete, fiel ein Staatsrat auf, der die Sicherheit der Bevölkerung im Zweifelsfall höher wertete als den Komfort und die Ansprüche von Verbrechern. Doch wer in Maudet etwa den Verfechter einer starken Armee sieht, der irrt. Cyberattacken, Terrorismus, organisiertes Verbrechen und Naturkatastrophen sind für ihn die wahren Bedrohungen, wie er 2016 gegenüber der *Weltwoche* sagte. Applaus von links war Maudet auch gewiss, als er Hunderte von Illegalen legalisierte.

In der Wirtschaftspolitik plädiert Maudet für einen Ausbau der flankierenden Massnahmen, im Gleichschritt mit den Gewerkschaften. Es brauche die regulierende Hand des Staats. Aussen- und europapolitisch tritt er für «Öffnung» ein, die Ausschaffungs- und die Masseneinwanderungsinitiative, die der Souverän annahm, lehnte er ab. Brüssel, so viel steht fest, hätte in einem Bundesrat Maudet sicher keinen unversöhnlichen Gegner. (gut)

Pardini und die Fahne

SP-Nationalrat Corrado Pardini hat vor einer Fahne der militanten kurdischen Arbeiterpartei PKK referiert. Das würde er nicht mehr machen, räumt der Gewerkschafter ein.

Von René Zeller

Die Bilder, von denen hier die Rede ist, stammen aus den unendlichen Tiefen des Internets. Sie zeigen Corrado Pardini, den bissigen Unia-Gewerkschaftssekretär und Berner SP-Nationalrat, in einem Versammlungsraum. Er referiert. Hinter ihm hängt eine Flagge. Der fünfzackige rote Stern auf gelbem Grund symbolisiert unzweifelhaft das Erkennungszeichen der Arbeiterpartei Kurdistan, kurz PKK. Die Wand ist zudem geschmückt mit Porträtbildern. Fotos von Märtyrern des kurdischen Widerstands hängen typischerweise in Vereinslokalen dieser ethnischen Diaspora. Corrado Pardini scheint sich in vertrautem Umfeld zu bewegen. Arm in Arm mit einem Mann mittleren Alters posiert er vor dem Publikum. Das Duo grüsst die Saalgemeinschaft mit dem von Churchill entlehnten Victory-Zeichen.

Die Szenerie wirft Fragen auf. Die PKK ist der kriegführende Arm der kurdischen Volksgruppe, die in der Türkei seit Jahrzehnten um Anerkennung und Autonomie kämpft. Wer unter der Flagge der PKK marschiert, bekennt sich ausdrücklich zur Gewaltbereitschaft. Abdullah Öcalan, der seit 1999 inhaftierte Kopf der Untergrundorganisation, wird von seinen Anhängern glühend verehrt. Die PKK ist auch ausserhalb der Türkei aktiv. In der EU und in den USA figuriert sie auf der schwarzen Liste der als terroristisch eingestuften Organisationen. In der Schweiz ist die PKK zwar nicht verboten. Aber im jüngsten Lagebericht des Nachrichtendienstes («Sicherheit 2017») wird die PKK explizit als Bedrohung für die innere Sicherheit eingestuft.

«Die Bilder sind echt»

Was also veranlasst Corrado Pardini, in einem mit PKK-Insignien geschmückten Raum zu referieren? Wir haben dem SP-Nationalrat die Aufnahmen, die mittlerweile im digitalen Datenmeer nicht mehr abrufbar sind, vorgelegt. «Die Bilder sind echt», bestätigt er. Aufgenommen worden seien sie im Juni 2015 im Lokal des Kurdischen Kulturvereins Biel. Es habe sich aber nicht um eine Veranstaltung der PKK gehandelt, sondern um einen von den Berner Sozialdemokraten organisierten Informationsanlass. Das wird seitens der SP bestätigt: Pardini sei von seiner Partei als Referent eingeladen worden, um über Migration und das schweizerische Polit-System zu sprechen.

Der 52-jährige Corrado Pardini gilt als harter Hund, als sozialpartnerschaftliches Raubein und glühender Antikapitalist, der lieber austeielt als einsteckt. Jetzt ist er ganz und gar nicht er-

freut über die pro-kurdische Inszenierung, die ihm via Twitter zuteilgeworden ist. «Ich pflegte nie eine Beziehung zur PKK», beteuert er. Mit wem präsentierte er sich denn im Bieler Kurdenzentrum brüderlich umschlungen? Auf dem Bild posiere er mit einem gewählten Parlamentarier der prokurdischen türkischen Partei HDP, die zwei Wochen vor Pardinis Auftritt die Zehn-Prozent-Hürde übersprungen habe. An den Namen des HDP-Exponenten könne er sich nicht mehr erinnern, aber die Linkspartei HDP sei Mitglied der Sozialistischen Internationalen.

Der Kurdische Kulturverein, in dem Corrado Pardini referierte, ist Mitglied von Multimondo, einer von der Erziehungsdirektion des Kantons Bern mitfinanzierten Seeländer Integrationsplattform. Umso irritierender ist, dass in diesem Treffpunkt das Banner der gewaltbereiten Untergrundorganisation PKK zur Schau gestellt wird. Das habe er während seines Auftritts zu wenig beachtet, sagt der Gewerkschaftsführer, der aufgrund seiner unzähligen Teilnahmen an Maifeiern und sonstigen Kundgebungen eigentlich ein geschultes Auge für umstrittene Erkennungszeichen haben müsste. In Deutschland gilt der rote PKK-Stern als *Corpus Delicti*. Als im März dieses Jahres in Frankfurt an einer prokurdischen Demonstration Öcalan-Konterfeis hochgehalten und PKK-Fahnen geschwenkt wurden, leiteten die Strafbehörden Ermittlungen ein.

So viel räumt der streikerprobte Pardini im Gespräch mit der *Weltwoche* ein: «Ich war inso-

fern naiv, als ich vor meinem Auftritt das Umfeld nicht sorgfältig genug geprüft habe.» Daraus lerne er, dass er ein ähnliches Referat künftig besser an einem neutralen Ort halten werde. Die Mutmassung, er könnte konspirative Beziehungen zum heissen Pflaster Türkei pflegen, weist Pardini aber weit von sich. «Ich hatte weder im Vorfeld noch im Nachhinein Kontakte zu türkischen oder kurdischen Vereinen oder Parteien.»

Grösstmögliche Basisnähe

Die Veranstaltung, an der Nationalrat Pardini nachträglich zu kauen hat, wurde von Anna Tanner organisiert, die damals im Kampagnenteam der SP Schweiz mitwirkte. Die Veranstaltung im Kurdischen Kulturzentrum sei Bestandteil der damaligen SP-Wahlkampfstrategie gewesen, grösstmögliche Basisnähe zu suchen. Der Kurdische Kulturverein Biel sei nicht gleichzusetzen mit der PKK, betont die Sozialarbeiterin Tanner, die seit 2009 dem Bieler Stadtparlament angehört. Sie wirkt auch im Vorstand der Organisation Multimondo mit, die den örtlichen Kurden-treffpunkt finanziell unterstützt.

Am Anlass, an dem Corrado Pardini vor der PKK-Fahne referierte, war Anna Tanner zugegen. Als Politiker müsse man den Diskurs suchen. Es sei nichts Ungebührliches vorgefallen. Auf die Frage, ob sie den landesweit bekannten Unia-Gewerkschafter nochmals an den gleichen Ort einladen würde, sagt sie: «Ich würde es wieder so machen, Abschottung bringt nichts.» ○



«Zu wenig beachtet»: SP-Nationalrat Pardini referiert und posiert in Biel vor der PKK-Fahne, Juni 2015.



Beschneidung des Schweizer Initiativrechts: Uno-Menschenrechtsausschuss in Genf.

Im Namen der Menschenrechte

Der Uno-Menschenrechtsausschuss in Genf lanciert in seinem jüngsten Bericht zur Schweiz einen Angriff auf die direkte Demokratie. Hinter dem Manöver steckt ein Netz von NGOs und Juristen. Sie machen mobil gegen die Selbstbestimmungsinitiative. *Von Alex Baur*

Auf der Website der Lobbyorganisation Humanrights.ch gibt es in der Regel wenig Erfreuliches und viel zu beklagen: grassierender Rassismus im Land, brutale Polizisten, Diskriminierung gegenüber Flüchtlingen, fehlende Quotenfrauen oder knausrige Sozialleistung. Doch letzte Woche war Jubel angesagt: «Hervorragende Kritikpunkte!» Gemeint waren damit die mannigfachen Rügen des Uno-Menschenrechtsausschusses an die Adresse der Schweiz. Und da gab es neben den gewohnten Mängeln ein bemerkenswertes Novum.

Nach Meinung der Uno-Menschenrechtler müssen künftig Richter vorweg entscheiden, ob man eine Initiative dem Volk unterbreiten soll oder eben nicht. Darüber hinaus werden die Schweizer aufgefordert, bereits angenommene Initiativen wie das Minarett- oder das Burkaverbot einfach ausser Kraft zu setzen, Volksentscheid hin oder her. Denn die Verbote würden übergeordnetes internationales Recht

verletzen, die Menschenrechte eben, im konkreten Fall die Religionsfreiheit.

Die euphorische Zustimmung von Humanrights.ch war eigentlich ein Selbstlob. Denn die Organisation – eine mit Steuergeldern (Direktion für Völkerrecht, Büro für Gleichstellung von Mann und Frau, Fachstelle für Rassismusbekämpfung) indirekt und von NGOs wie Caritas oder Heks direkt gesponserte und professionell geführte Pressure-Group – hat die Rügen an die Schweiz zu einem guten Teil selber beim Uno-Ausschuss eingebracht. Und nun hat die Saat reiche Ernte eingebracht.

Der in Genf angesiedelte Menschenrechtsapparat der Uno ist ein komplizierter und bürokratischer Moloch. Doch es lohnt sich, diesen Apparat etwas genauer anzuschauen. Da ist zum einen der von 47 Ländern – unter ihnen auch solche von zweifelhaftem Vorbildcharakter wie Saudi-Arabien, China, Kuba,

Venezuela, Libyen und Kasachstan – kontrollierte Menschenrechtsrat. Die Hauptaufgabe dieses Gremiums besteht in der Praxis offenbar darin, Israel (61 von 115 Resolutionen) zu verurteilen (bei den Palästinensern scheint die Menschenrechtslage dagegen klaglos gewährleistet). Der Menschenrechtsrat ist administrativ dem Hochkommissar für Menschenrechte, Prinz Zeid Ra'ad al-Husseini, angegliedert, der über ein Jahresbudget von rund 250 Millionen Dollar verfügt. Das Sekretariat von al-Husseini arbeitet auch für den Uno-Menschenrechtsausschuss.

Der Menschenrechtsausschuss, von dem hier die Rede ist, handelt autonom. Er wird direkt von den 167 Ländern bestellt, die den «Internationalen Pakt über bürgerliche und politische Rechte» (Uno-Pakt II) unterzeichnet haben. Das 18-köpfige Gremium besteht fast nur aus Juristen – Professoren, ehemaligen Richtern, vereinzelt Diplomaten – und wird

von den Europäern dominiert. Wer nicht Teil der internationalen Community von Menschenrechtlern ist, hat keine Chance, in dieses erlauchte Gremium aufgenommen zu werden. Über gegenseitige Empfehlungen konstituiert sich der erlesene Klub faktisch selber.

In Intervallen von drei bis sechs Jahren muss jedes der 167 Länder über die Menschenrechtssituation berichten. Manche kommen dieser Verpflichtung nach, andere weniger oder überhaupt nicht. Sanktionen gibt es keine. Der Ausschuss formuliert bei dieser Gelegenheit seine «Bedenken» und «Empfehlungen», die in der Schweiz, die sich gerne als Musterknabe gibt, aber stets als Rügen aufgefasst werden.

Natürlich ist es gar nicht möglich, dass die Mitglieder der Kommission jedes Land kennen. Dafür reicht die Zeit auch nicht. Die Mängelrügen werden hauptsächlich von NGOs und Lobbyorganisationen über sogenannte Schattenberichte formuliert und eingespielt. Im Fall der Schweiz spielte die eingangs erwähnte Humanrights.ch eine tragende Rolle. Zwar sind die Empfehlungen des Ausschusses rechtlich nicht bindend, doch der Vertragsstaat verpflichtet sich, diese bis zur nächsten Berichterstattung in irgendeiner Form zu entschärfen.

Geschlossener Zirkel von Politjuristen

Was nach einem offenen Forum aussieht, ist in Wirklichkeit ein geschlossener Kreis. Das mit dem Netzwerk Schutzfaktor M – ein Zusammenschluss von über hundert NGOs von Alliance Sud über Operation Libero bis Solidar Suisse – verbandelte Netzwerk Humanrights.ch gibt die Themen vor, die von der Uno-Kommission offiziellisiert werden und dann an den Bund zurückfliessen beziehungsweise in die Gesetzgebung einfließen. Das Problem: Dieser Kreis ist ausgesprochen undemokratisch. Die Lobbyisten wurden vom Volk, dessen Interessen sie angeblich vertreten, nie gewählt. Sie geben sich ihre Legitimation selber, als Vertreter einer abstrakten «Zivilgesellschaft», von der kein Mensch weiss, wer ihr angehört.

Sieht man sich die Empfehlungen an die Schweiz des Uno-Ausschusses im neusten Bericht an, wird schnell klar, aus welcher Richtung der Wind bläst: von links. Die Schweiz verletzt das Menschenrecht auf staatlich reglementierte Löhne für Frauen; die Schweiz verletzt das Menschenrecht der Quotenfrauen auf die Wahl in öffentliche Ämter; die Schweiz verletzt das Menschenrecht auf ein zentrales Register über Polizeigewalt; im Namen der Menschenrechte soll die Schweiz das grassierende Phänomen Folter mit einer speziellen Strafnorm bekämpfen; im Namen der Menschenrechte sollen Nachrichtendienste weiter zurückgebunden werden.

Diese Kritikpunkte finden sich zum Teil schon in früheren Berichten. Weil die Ermahnungen der Uno nicht genug Früchte trugen,

empfiehlt der Ausschuss nun Propagandakampagnen, mit denen dem Volk die Menschenrechte gleichsam anezogen werden sollen; ein «unabhängiger» Menschenrechtsrat soll ins Leben gerufen werden, also ein Gremium von Juristen, welches die Gesetze und Verwaltungen unter dem Aspekt der Menschenrechte überprüft (der Bundesrat hat eine entsprechende Vorlage bereits in Auftrag gegeben, das Jahresbudget von einer Million Franken ist nach Meinung der Uno aber noch zu knausrig); dabei soll die «Zivilgesellschaft», also NGOs und Lobbygruppen wie Humanrights.ch und Schutzfaktor M, noch enger eingebunden werden. Der Kreis schliesst sich.

Verfassungsgericht durch die Hintertür

Neuland betritt der Uno-Ausschuss mit der Empfehlung, das Initiativrecht zu beschneiden und unangemessene Volksentscheide zu ignorieren. Konkret erwähnt wird die Selbstbestimmungsinitiative («gegen fremde Richter») der SVP. Und das mit handfestem Grund. Das Volksbegehren will genau das verhindern, was die Uno-Juristen anstreben: die Einflussnahme auf die nationale Gesetzgebung über internationale Gremien. Stein des Anstosses sind nicht die Menschenrechte an sich, sondern lediglich deren exzessive Auslegung.

Bereits vor einem Jahr lancierte die Zürcher Rechtsprofessorin Helen Keller die Kampagne gegen die Selbstbestimmungsinitiative mit einer dreiteiligen juristischen Abhandlung, welche sich bei vertiefter Lektüre als veritable Kampfschrift entpuppt (*Weltwoche* Nr. 43/16, «Ihre Vorurteile nennt sie Wissenschaft»). Keller ist bestens vernetzt in der Szene der internationalen Juristen. Zwischen 2005 und 2011 war sie Mitglied des Uno-Menschenrechtsausschusses. Seither wirkt sie als Richterin am

Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg.

Anders als die Empfehlungen des Uno-Ausschusses sind die Grundsatzentscheide aus Strassburg bindend für die Schweiz. Doch genau wie der Uno-Ausschuss fällt Strassburg im Namen der Menschenrechte immer wieder Urteile zu Fragen, die in der Schweiz traditionell als politisch betrachtet und gelöst werden. Aus diesem Grund scheiterten bislang alle Versuche, ein Verfassungsgericht einzurichten, das nun via Menschenrechte gleichsam durch die Hintertür eingeführt wurde.

Ein Paradebeispiel dafür liefert ein Entscheid des EGMR, laut dem der Einsatz von Sozialdetektiven gegen Betrüger gesetzlich reglementiert werden müsse. Die Schweiz hatte bewusst auf eine solche Reglementierung verzichtet, weil sie nur unnötige Bürokratie schafft. Denn die rechtliche Lage ist glasklar: Im öffentlichen Raum darf jeder jedem nachspionieren, sofern er dabei niemanden belästigt – das Schnüffeln im privaten Raum dagegen ist tabu und den staatlichen Strafverfolgern vorbehalten. Letzte Woche hat das Bundesgericht den Befehl aus Strassburg trotzdem umgesetzt: Der Einsatz von Sozialdetektiven wird eingestellt, bis ein entsprechendes Reglement vorliegt. Die Sozialbetrüger können sich freuen, im Namen der Menschenrechte.

Nun kann man darüber streiten, ob die Reglementierung der Detektive sinnvoll ist oder nicht. Doch darum geht es nicht, sondern allein um die Frage: Wer hat das letzte Wort in der Politik und bei der Gesetzgebung? Ist es, wie bis anhin, das Parlament und in letzter Instanz das Volk? Oder übergeben wir das Zepter einem Zirkel von Juristen und Zivilgesellen, der sich de facto selber konstituiert, um uns unwissende Laien bestimmt, aber gütig auf den Weg der letzten Weisheit zu führen? ○



«Heute dauert die Zukunft länger.»

Rolf Dörig
Verwaltungsratspräsident
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben





VIP-Reise: Uhren, Wein und Semperoper Dresdens schönste Seiten

Faszinierende Uhren, hervorragende Weine und Verdis «Rigoletto» in der legendären Semperoper: Auf der zweitägigen Leserreise lernen Sie Sachsens traditionsreiche Landeshauptstadt in all ihren grossartigen Facetten kennen.

Speziell an Schweizer Uhrenliebhaber richtet sich diese zweitägige Exkursion nach Dresden. Am ersten Tag werden Sie in der traditionsreichen Uhrenmanufaktur Moritz Grossmann in Glashütte persönlich empfangen und tauchen ein in die Geschichte des uralten Handwerks.

1854 hatte Moritz Grossmann in Glashütte ein Atelier gegründet und technisch einmalige Uhrenmodelle entwickelt. Über hundert Jahre später übernahm die bayrische Uhrmacherin Christine Hutter das grosse Erbe. Unter ihrer Leitung ist das alte Handwerk heute mit modernster Technik neu interpretiert worden.

Nach dem Besuch des Uhrenmuseums Glashütte geniessen Sie Verdis «Rigoletto» in der

Semperoper, dem Dresdner Wahrzeichen und einem der schönsten und renommiertesten Opernhäuser der Welt.

Am zweiten Tag stehen ein Stadtrundgang und anschliessend auf dem Weingut Klaus Zimmerling eine Kunst- und Weingutführung mit Degustation auf dem Programm. Hier gedeihen auf verwittertem Granit Riesling, Grauburgunder, Weissburgunder, Kerner, Gewürztraminer und Traminer, und im Atelier entstehen aus Holzstämmen die überlebensgrossen Frauenskulpturen der Bildhauerin Malgorzata Chodakowska, die auch auf den Weinetiketten abgebildet sind.

Detailliertes Reiseprogramm:
www.weltwoche.ch/platinclub

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise Dresden «Moritz Grossmann, Glashütte» vom 1. bis 2. Dezember 2017

Leistungen:

- Privatflug Zürich—Dresden—Zürich
- 1 Übernachtung im 5-Sterne-Relais & Châteaux Hotel «Bülow-Palais»
- Alle Transfers vor Ort im Privat-Van mit Chauffeur
- Uhrenmanufaktur Moritz Grossmann: Führung inkl. Champagner-Empfang und Mittagessen
- Führung im Deutschen Uhrenmuseum Glashütte
- Semperoper: Giuseppe Verdis «Rigoletto»
- Abendessen nach der Vorstellung
- Dresden erleben: geführter Stadtrundgang
- Weingut Klaus Zimmerling: Kunst- und Weingutführung sowie Degustation

Teilnehmerzahl:

Max. 14 Personen. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt

Preis:

Mit *Weltwoche*-Abo: ab Fr. 3400.– p.P. im DZ
Für Nichtabonnenten: ab Fr. 3700.– p.P. im DZ

Buchung:

Melden Sie sich an über Telefon 044 250 85 85 oder per E-Mail: Anmeldung@balanx.ch

Veranstalter:

Balanx AG, Zürich

www.weltwoche.ch/platinclub



Expedition Grönland

Vor der Klimadebatte im Parlament baut Bundespräsidentin Doris Leuthard die Bedrohungskulisse auf – mit einem Schaulaufen in der Eiswüste von Grönland.

Von Hubert Mooser

Das Angebot war einfach zu verlockend, als dass es die auf PR fokussierte Bundespräsidentin Doris Leuthard in den Wind schlagen konnte. Als im März 2017 Professor Konrad Steffen, Direktor der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL), bei Leuthard für eine Reise nach Grönland antichambrierte, musste die Aargauerin nicht lange überlegen. Die CVP-Magistratin sagte sofort zu. Das Timing passte perfekt in ihre politische Agenda.

Der Nationalrat diskutierte gerade das Pariser Klimaabkommen. Leuthard hatte zuvor bei der Klimakonferenz 2015 im Namen der Eidgenossenschaft versprochen, den CO₂-Ausstoss bis 2030 um 50 Prozent zu senken – ohne die Eidgenossen vorher zu fragen. Brav segnete das Parlament im Frühjahr 2017 die Ziele trotzdem ab, «ohne zu wissen, was die Konsequenzen sind und was es kosten wird», wie der Luzerner SVP-Nationalrat Felix Müri während der Debatte im Ratsplenum kritisierte.

Wie viel die angedachte Klimaoffensive kostet, wird man erst wissen, wenn Leuthard den zweiten Teil ihres Klimapaketes, die Revision des CO₂-Gesetzes, nach der Sommerpause vorlegen wird. Besonders die SVP befürchtet, dass jetzt, da man die Ziele voreilig festgelegt habe, die Umweltministerin eine Vielzahl weiterer Lenkungsmaßnahmen, Gebühren, Verbote und Regulierungen vorschlagen werde – zur Erreichung dieser beschlossenen Ziele eben. Konkret: Alles soll teurer werden, vom Autofahren bis zum Heizen.

Warum nicht ins Oberwallis?

Das ist nicht sehr populär. Deshalb wird nun die entsprechende Bedrohungskulisse aufgebaut – mit Bildern fernab der Heimat aus dem auftauenden Grönland. Noch nie hat sich ein Bundesrat dorthin gewagt. Es gab dafür bisher auch keinen Grund. Grönland mit seinen 56 000 Einwohnern hat für die Schweiz ungefähr die gleiche wirtschaftliche Bedeutung wie das Oberwallis.

Leuthard interessiert sich aber nicht für den in Grönland praktizierten Robbenfang, sondern für die Messstationen des ETH-Forschers Konrad Steffen. Der Wissenschaftler hat 1990 auf Grönland das Swiss Camp aufgebaut und viele Klimamessstationen auf dem Eisschild installiert. Steffen hat zwar im Gespräch mit dem *Tages-Anzeiger* durchblicken lassen, was



Applaus für Aktivismus: Das Swiss Camp auf dem grönländischen Eisschild.

den Klimawandel anbelange, sei es bereits fünf nach zwölf. Zu spät also. Aber er soll Leuthard trotzdem nützliche Argumente liefern, damit sie zusätzliche Abgaben und Gebühren im Parlament zur Rettung des Klimas durchboxen kann. Im Berner Verwaltungsvokabular hört sich das folgendermassen an: «Es geht um das Sammeln von wissenschaftlichen Fakten und Erkenntnissen zur Klimaänderung und zur Anpassung an deren Folgen.»

Wenn es tatsächlich bloss um das Sammeln wissenschaftlicher Fakten ginge, wäre eine kurze Reise zu den schrumpfenden Eisriesen im Oberwallis, zum Aletschgletscher beispielsweise, nicht nur billiger, sondern auch für die Schweiz aufschlussreicher und vor allem klimaverträglicher gewesen. Denn der Trip nach Grönland verursacht

sieben bis acht Tonnen klimaschädliches CO₂. Das ist aber offenkundig nicht erheblich.

Bedenkenträger an Bord

Die Umweltministerin jettet mit ihren Umweltbeamten zur Rettung des Klimas in der ganzen Welt umher. Dass sie damit den Klimawandel zusätzlich anheizt, ist bekannt. Die *Weltwoche* hat darüber schon mehrmals berichtet. Insgesamt 85 Businessflüge weist das Bundesamt für Umwelt allein für 2016 aus. Nach Grönland hat Leuthard die üblichen Bedenkenträger mitgenommen. Mit an Bord ist zum

Beispiel CVP-Nationalrätin Kathy Riklin. Bevor man sie danach fragt, betont sie sofort, sie bezahle die Reise selber. Na ja, wenigstens die Rückreise. Zu den weiteren Teilnehmern, die Leuthard im Bundesratsjet mitgenommen hat, gehört ETH-Präsident Fritz Schiesser. Laut dem Departement Leuthard fliegt auch ein Herr «Stöcker» von der Universität Bern mit. Gemeint ist damit wohl Thomas Stocker, einer der eifrigsten Klimawandelpropheten. Dazu gesellen sich Gastgeber Konrad Steffen und ein sorgfältig ausgewählter Schreiber der *NZZ am Sonntag*.

Es kommen alle auf ihre Kosten: Leuthard bekommt die Bestätigung der bevorstehenden Klimakatastrophe und die Aufmerksamkeit der Medien. Noch bevor die Aargauerin in Richtung Eiswüste aufbrach, berichteten der *Sonntagsblick* und andere Zeitungen prominent über die Expedition. Die staatlich finanzierten Klimaforscher erhalten Applaus für ihren Aktivismus im ewigen Eis, für die errechneten Resultate zum Klimawandel und noch mehr Geld für noch mehr Daten über den bevorstehenden Klimawandel.

Das dicke Ende kommt erst noch. In einigen Jahren werden neue Abgaben und neue Gebühren zur Rettung des Klimas wirksam werden und das Leben in der Schweiz verteuern – während die Gletscher nicht bloss in Grönland weiter vor sich hin schmelzen. Doris Leuthard hat vorausschauend annonciert, dass sie dann nicht mehr im Amt sein wird. ○



Doris Leuthard.

Der Krawall-Invalide

Ein IV-Rentner und Sozialhilfebezüger will mehr Geld. Er beschimpft, bedroht und betrügt Gemeindebehörden aufs übelste. Konsequenzen hat das für ihn fast keine.

Von Alex Reichmuth



Kampf um zusätzliche Einkünfte zu Lasten des Steuerzahlers.

Pius Imboden* hat schon vieles erlebt. Aber so etwas ist dem Sozialvorsteher einer grossen Gemeinde im Kanton Zürich noch nie passiert: «Er hat zum Teil mitten in der Nacht angerufen. Meine Frau und die Kinder waren dann jeweils wach. Ich musste befürchten, dass er irgendwann vor unserer Haustüre steht.» «Er» – das ist ein 37-jähriger Mann, Schweizer, ledig, wohnhaft in der gleichen Gemeinde, IV-Rentner und Sozialhilfebezüger. Laut Imboden ist der Mann körperlich keineswegs eingeschränkt und auch sicher nicht auf den Kopf gefallen: «Ich halte ihn für hochintelligent.» Warum dieser auf Kosten der Öffentlichkeit lebt, weiss Imboden nicht. «Mir ist nicht klar, wieso er angeblich nicht arbeiten kann.»

Jedenfalls ist der Mann bei den Behörden seiner Wohngemeinde berüchtigt: Er macht Probleme, seit Jahren. «Probleme» ist harmlos

ausgedrückt. So tauchte er zum Beispiel im September 2014 wutentbrannt auf dem Betriebsamt auf. Dabei schlug er die Tür zum Treppenhaus des Gebäudes mit grosser Wucht dreimal gegen die Wand, sodass das Glas der Tür brach und der Türgriff aus der Fassung gerissen wurde, was gemäss Akten zu einem Schaden von Fr. 2856.20 führte. Probleme machte der Mann auch im letzten März: Er kündigte per E-Mail an, demnächst auf das Sozialamt der Gemeinde zu gehen, um vor Ort Selbstmord zu begehen. Aus dem Schreiben ging nicht hervor, ob er einen erweiterten Suizid plante, bei dem auch andere Menschen ums Leben kommen sollten. Jedenfalls wollte der Mann mit der Drohung erzwingen, dass ihm Ergänzungsleistungen ausbezahlt werden, die zuvor sistiert worden waren. Sozialvorsteher Imboden sah sich gezwungen, die

Selbstmordankündigung nicht nur an die Polizei weiterzuleiten, sondern auch die Mitarbeiter des Amtes zu warnen, was deren Sicherheitsgefühl verständlicherweise nicht steigerte.

Er drohte mit einem Überfall

Aktenkundig sind auch reihenweise andere Drohungen sowie Beschimpfungen, die der Sozialhilfebezüger über Jahre hinweg bei Mitarbeitern und Vertretern der Gemeinde angebracht hat – häufig dann, wenn wieder eines seiner vielen Begehren um Auszahlung von zusätzlichem Geld oder Übernahme von Kosten abgelehnt worden war. Er agierte jeweils schriftlich, per Telefon oder persönlich vor Ort. So drohte er etwa, im Gemeindezentrum Mitarbeiter zu überfallen, um Geld herauszubekommen, auf das er seiner Meinung nach Anrecht hatte. Bei seinen Beschimpfungen geht es oft um den Vorwurf an Behördenmitglieder, eine extremistische politische Gesinnung zu vertreten, zudem gehäuft um die Vorkhaltung, Sex mit Kindern unterschiedlichen Alters oder mit Tieren verschiedener Arten vollzogen zu haben.

Belegt ist zudem, dass der Mann Gemeindevertretern eine Reihe weiterer verleumderischer Vorwürfe gemacht hat, insbesondere die des Drogenkonsums, des Drogenhandels, des Amtsmissbrauchs und der Korruption. Zu einer besonderen Eskalation kam es im letzten Februar, als der Betreffende bei einem Fotoausrüstungsunternehmen eine Kamera Panasonic HC-X1 im Wert von Fr. 3607.15 bestellte, sich dabei als Pius Imboden ausgab und die Privatadresse des Sozialvorstehers angab, damit die Rechnung dorthin geschickt würde. Drei Tage nach dem Betrugsversuch kreuzte der Mann zudem im Ladengeschäft der betreffenden Firma auf und gab erneut vor, Pius Imboden zu sein. Da er aber keinen entsprechenden Personalausweis vorlegen konnte, wurde ihm die Kamera nicht wie gewünscht ausgehändigt.

Mehrere Strafanzeigen

Natürlich versuchten die Gemeindevertreter mit allen Mitteln, das Handeln des Mannes zu stoppen. Er bekam die Auflage, nur noch schriftlich mit den Ämtern verkehren zu dürfen – was er aber nicht respektierte. Erst nachdem ein Gericht ein Rayonverbot verhängt hatte, sah er davon ab, weiterhin das Gemeindezentrum zu betreten. Vor allem aber reichte die Gemeinde

mehrmals Strafanzeige gegen den Mann ein, das erste Mal schon vor vier Jahren. Bis im vergangenen Frühling kamen so insgesamt über ein Dutzend Anzeigen zusammen. Die Staatsanwaltschaft habe aber «äusserst schleppend» reagiert, beklagt sich Sozialvorsteher Imboden. Im letzten Winter kontaktierte die Gemeinde in dieser Sache die Justizkommission des Zürcher Kantonsrats, worauf diese die Staatsanwaltschaft befragte. Da das Verhalten des Mannes immer untragbarer wurde, schrieb der Gemeindepräsident im letzten April der zuständigen Justizministerin Jacqueline Fehr (SP) einen Brief. Er beschwerte sich gegenüber der Regierungsrätin, der Justizapparat bleibe im Fall des IV-Bezügers weitgehend untätig. Er erwarte von den Strafverfolgungsbehörden, so der Gemeindepräsident weiter, dass «nach so langer Zeit endlich Taten folgen».

Sechs Wochen später traf eine Antwort von Jacqueline Fehr ein. Sie bezog sich im Schreiben auf eine Stellungnahme der Staatsanwalt-

Warum der Mann auf Kosten der Öffentlichkeit lebt, weiss der Sozialvorsteher nicht.

schaft, die die Justizdirektion zum Fall eingeholt habe. Im Wesentlichen setzte sich die Staatsanwaltschaft laut Brief auf den Stand-



«Endlich Taten»: Zürcher Justizministerin Fehr.

punkt, bezüglich der gemeldeten Verhaltensweisen des Mannes jederzeit korrekt und angemessen reagiert zu haben.

Offensichtlich zeigten die Interventionen der Gemeinde bei den Kantonalbehörden dennoch Wirkung: Ende Juni verurteilte die Staatsanwaltschaft den Mann per Strafbefehl wegen Sachbeschädigung, Verleumdung, Beschimpfung, Drohung, Nötigung und Betrug. Das Strafmass: eine Geldstrafe von 3600 Franken, bedingt ausgesprochen, mit einer Probezeit von zwei Jahren. Das Verfahren und die Strafe seien dem Mann wohl «genügend

Warnung und Lehre», schrieb der zuständige Staatsanwalt im Strafbefehl. «Es ist daher zu vermuten, dass er sich künftig bewähren wird, zumal die letzte Bestrafung acht Jahre zurückliegt.»

Wer bezahlt die Anwälte?

Sozialvorsteher Imboden glaubt allerdings nicht an eine Besserung. Vielmehr erachtet er das Strafmass als «Witz». Eine so geringe Geldstrafe, die erst noch bedingt ausgesprochen ist, werde den Sozialhilfebezüger kaum beeindrucken. Dieser verfüge offiziell ja kaum über eigene Mittel. «Ich kann nicht nachvollziehen, warum hier nicht eine Gefängnisstrafe ausgesprochen wurde», so Imboden. Dem Mann wurden sogar die Verfahrenskosten über 1600 Franken erlassen. Dafür muss die Öffentlichkeit geradestehen.

Laut Imboden sei der Mann inzwischen erneut durch Unflätigkeiten gegenüber Gemeindevertretern aufgefallen – Strafbefehl hin oder her. Ebenso fährt er wie bisher weiter, in seinem Kampf um zusätzliche Einkünfte zu Lasten der Öffentlichkeit sämtliche nur erdenklichen Rechtsmittel zu ergreifen. Dabei kann der IV-Bezüger offensichtlich durchgehend auf die Hilfe von Rechtsanwälten zählen. Wie er diese finanziert, ist nicht bekannt.

* Namen geändert



RadioCentral

**vom 14. bis 20. August live
aus dem Bahnhof Luzern
oder auf DAB+**

www.radiocentral.ch



Unmut und Sorgen: Trüllikon ZH (l.) und Wollerau SZ.

Verbaute Zukunft

Gemeinden entscheiden grossenteils selbständig und in Eigenverantwortung über ihre Angelegenheiten. Dieses Bild von der Gemeindeautonomie stimmt nicht mehr. Die Schweiz wird zunehmend von oben her regiert. Von Beat Gygi

Am 1. August war in vielen Ansprachen von der Stabilität der Schweiz die Rede, die Gemeinden wurden als solide Bausteine des Staates gelobt, die vor allem auch deshalb so wertvoll seien, weil die Gemeindebürger vieles in Eigenverantwortung selber entscheiden könnten. Seit dem 2. August geht es wieder hemdsärmeliger zu. Von Bergün war zu lesen, dass das von der Gemeinde als kurzfristige Werbeaktion erlassene Fotografierverbot ein juristisches Nachspiel habe, weil jemand den Kanton als Aufsichtsinstanz angerufen hatte. In Wetzikon geben sich die bürgerlichen Politiker geschlagen gegenüber dem Kanton, der ihre Parkplatzverordnung zusammengestrichen hat. Das jährliche Gemeinderating der *Weltwoche*, das am 17. August, also in der nächsten Nummer, erscheint, zeigt, dass Unmut und Sorgen über eine zunehmende Einengung der Gemeindeautonomie vielen Gemeindepolitikern das Gefühl geben, sie hätten kaum noch Handlungsspielraum zur Gestaltung der Zukunft.

Reto Lindegger, Direktor des Schweizerischen Gemeindeverbands, bekommt von Mitgliedern immer wieder zu hören, sie fühlten sich fast nur noch als kommunale Vollzugsstellen im Auftrag von Bund und Kanton. Seiner Ansicht nach sind das nicht harmlose Alltagsprobleme, sondern Anzeichen grund-

sätzlicher Mängel, die man nun stärker in die öffentliche Debatte bringen müsse. Offiziell hat die Gemeindeautonomie in der Schweiz einen hohen Stellenwert. Bei der Revision der Bundesverfassung 1999 wurde sie im neuen Artikel 50 verfassungsmässig garantiert; sie erlaubt es Gemeinden, im Rahmen des kantonalen Rechts öffentliche Angelegenheiten grossenteils in eigener Verantwortung zu entscheiden und die Politik zu gestalten. Im Artikel steht auch, dass der Bund bei seinem Handeln die möglichen Auswirkungen auf die Gemeinden beachten und Rücksicht auf die besondere Situation der Städte und der Agglomerationen sowie der Berggebiete nehmen müsse.

Haben denn die Gemeinden in Bern eine Lobby, die diese Rücksichtnahme durchsetzt? Nicht genügend, meint Lindegger, der Gemeindeverband sei noch nicht stark genug. «Wir sahen uns traditionell als Dienstleister für die Gemeinden, aber nun müssen wir neue Wege gehen, stärkere Präsenz zeigen, unsere Wirksamkeit auf Bundesebene steigern. Die Vorbereitungen laufen.»

Was in Gemeinden grosse Unruhe erzeugt, ist nach Lindegger das für Laien harmlos tönende Thema Raumentwicklung. Für ihn ist das ein Paradebeispiel eines Gesetzes, das auf Bundesebene erlassen worden ist und anschliessend über die Anpassung der kantonalen Regeln sowie die daraus entstehenden Vorgaben für die Gemeinden sozusagen von zuoberst durch alle Staatsebenen hindurchtröpfelt. Dieses Reinregnen von oben stört viele, aber es ist in Erinnerung zu rufen, dass das revidierte Raumplanungsgesetz (RPG) im März 2013 vom Schweizer Volk angenommen wurde. Das RPG führt nun in den Kantonen zu Anpassungen der jeweiligen Richtpläne – und am Ende der Kette regt man sich in den Gemeinden eben über das Dreinfunken des Kantons bei Bauland und Parkplätzen auf.



Jörg Kündig.

Viele Kommunen werden fast nur noch das tun, was Pflicht ist.

Immer weniger Geld

Immer weniger Geld

Franz Marty, früherer Finanzdirektor des Kantons Schwyz und später einer der Architekten des schweizerischen Finanzausgleichs, zeigte kürzlich Verständnis für die Klagen der Gemeinden über Autonomieverlust und von oben



die Gemeinde eigentlich aus freier Wahl wahrnehmen möchte, immer weniger Geld verfügbar sei. Nachdem beispielsweise das neue Spitalfinanzierungsgesetz des Kantons Zürich von 2012 die stationäre und ambulante Pflege zur Gemeindeangelegenheit gemacht habe, sei eine starke Verknappung der Gemeinderessourcen zu erwarten, denn die Alterung werde die betreffenden Ausgaben enorm ansteigen lassen. Gemeinden müssten quasi machtlos dabeistehen und ihren Teil zahlen. Ähnliches lauere bei anderen Sozialausgaben – und aus seiner Sicht werden viele Kommunen mit der Zeit fast nur noch das tun, was Pflicht ist. Schätzungen von Gemeindeverbänden deuten darauf hin, dass etwa 80 Prozent der Ausgaben durch Vorgaben von oben gebunden sind. Die dritte Leitplanke ist juristischer Natur. Häufiger und schärfer als früher sind nach Kündigs Erfahrungen all die Einsprachen oder juristischen Auseinandersetzungen, mit denen man heute bei der Gemeindegemeinschaft rechnen muss.

Meistens ist gar nicht so klar, wer alles an den Leitplanken zerrt und drückt. Nach Kündigs Einschätzung lässt sich aber sagen, dass die nationale Ebene seit einiger Zeit an Bedeutung gewinnt und die Gemeinden den kalten Hauch der Zentralisierung spüren lässt. Die Debatten etwa über die Einbürgerung mit den neuen Bürgerrechtsverordnungen oder über die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) – die vormalige Gemeindeaufgaben erfüllt –, die Vorgaben zu den Zusatz- und Ergänzungsleistungen zur AHV oder zu Bildung und Ausbildung – all das sei zunehmend national gesteuert. Lindegger seinerseits erinnert an die primär im linken Lager beliebten Argumente, wonach ein Franken im Bundeshaushalt besser angewendet sei als ein Franken auf Gemeindeebene.

Hoheitliche Kalkulationstabellen

Welch ein Zentralisierungsschok auf die Gemeinden zukommen könnte, merkt man aber vor allem nach Kündigs Bemerkungen über die Raumplanung: «Man darf auf keinen Fall die raumplanerischen Vorgaben unterschätzen, die vom Bund ausgehen, über die Kantone umgesetzt werden und auf die Gemeinden wirken. Die Gemeinden können eine gewisse Mitsprache geltend machen, aber letztlich verlieren sie viele Gestaltungsmöglichkeiten.» Das schreckt auf. Bildlich gesehen, muss man es so sagen: Die Gemeinden sind nicht nur von drei Leitplanken umgeben, nein, jetzt wird noch das Netz der zentralen Planung über sie geworfen, was ihnen noch mehr Beweglichkeit nimmt. Die 1979 entstandene Raumplanung mischt Bund, Kantone und Gemeinden von oben nach unten immer stärker zu einer Art Gestaltungsgemeinschaft zusammen, die dem Föderalismus widerspricht. Im Kanton Zürich gibt sich die Regierung sogar noch planwirtschaftlicher als befohlen: 2014 hat sie die sogenannte langfristige Raumentwicklungsstrategie (Lares) festge-

legt, die über die klassischen Planungsinstrumente hinausgehen und alle «raumwirksamen Tätigkeiten» erfassen soll.

Die Strategie gilt als informelles Planungsinstrument, das «der kantonalen Verwaltung als Orientierungsrahmen für alle raumwirksamen Tätigkeiten und Entscheide» dienen soll und mit der Ausrichtung auf 2050 einen viel längeren Zeithorizont als andere formelle Planungsinstrumente habe. Nach Kündigs Worten gibt dieses Raumentwicklungskonzept klare Anordnungen, in welchen Gebieten des Kantons Wachstum stattfinden soll und wo nicht. Der Kanton Zürich wird in fünf Räume unterteilt. In den zwei Zonen «Stadtlandschaften» und «urbane Wohnlandschaften» will man 80 Prozent des künftigen Wachstums konzentrieren, den anderen drei Räumen verbleiben die restlichen 20 Prozent, um Wachstum zu realisieren. Wo das Land besonders knapp ist, wird also Verdichtung forciert, während Gemeinden «weiter draussen» nicht mehr viel gestalten können; die werden, so Kündig, quasi unter Heimatschutz gestellt. Handlungsspielraum zum Anziehen spezieller Steuerzahler und zur Verbesserung der Struktur bestehe da kaum mehr.

Jetzt warten die Gemeinden auf den nächsten Schritt der Planungsobrigkeit, nämlich auf den Bescheid über den Mehrwertausgleich für Bauland. Die Kantone müssen nämlich gemäss Bundesgesetz denjenigen, die durch die Raumplanung benachteiligt wurden, einen Ausgleich zahlen, der jenen aus der Tasche gezogen wird, die einen Vorteil durch Einzonung von Bauland realisierten. Am nächsten 1. August werden die Bürger wahrscheinlich wissen, mit welchen Werten ihre jeweiligen Vor- und Nachteile in den hoheitlichen Kalkulationstabellen eingesetzt wurden. ○

kommende Vorschriften und Aufgaben. Oft stehe ja am Anfang eine zentral beschlossene, vom Bund erlassene Regelung, die dann Schritt für Schritt nach unten wirke. Die Gemeinden täten gut daran, diese Entwicklung kritisch zu verfolgen, aber immerhin hätten die Kommunen in den Kantonen in der Regel eine starke Stellung.

Wie sieht das im Gemeindealltag aus? Jörg Kündig, Gemeindepräsident von Gossau ZH und Präsident des Gemeindepräsidentenverbandes des Kantons Zürich, kommt aufgrund seiner Erfahrung zum Schluss, dass die Gemeindeautonomie tatsächlich zunehmend eingeschränkt werde. Bildlich gesehen, könnte man sagen, dass sich die Gemeindepolitiker und ihre Bürger in einem Raum bewegen, der von drei Seiten her durch Leitplanken begrenzt wird, die immer wieder Meter um Meter näher an sie herangeschoben werden. Erstens haben sich nach Kündigs Einschätzung etliche Rahmenbedingungen in den vergangenen Jahren so verändert, dass sie den Entscheidungs- und Handlungsspielraum der Gemeinden laufend verkleinern. So hätten Bundes- und Kantonsgesetze samt zugehörigen Verordnungen und Richtlinien den Gemeinden zusätzliche oder umfangreichere Pflichten gebracht, etwa im Asylwesen oder bei Sozialeinrichtungen. Zu den Rahmenbedingungen zählt Kündig auch die Demografie, also die Alterung der Bevölkerung, da die Gemeindepolitik die altersmässige Zusammensetzung der Einwohnerschaft nicht stark beeinflussen kann.

Die zweite Leitplanke, die immer näher rückt, betrifft die Finanzen. Die von oben definierten Aufgaben und Pflichten binden Kündigs Ansicht nach mittlerweile so viele finanzielle Mittel, dass für die anderen Aufgaben, die

Vorschau

Das grosse Gemeinde-Rating 2017

Lesen Sie in der nächsten Ausgabe, wo man in der Schweiz am besten lebt.

Ab 17. August am Kiosk

DIE WELTWOCHTE

Leise an die Spitze

Der Schweizer Sicherheitskonzern Kaba ist durch den Zusammenschluss mit Dorma auf mehr als die doppelte Grösse angewachsen und an die Weltspitze vorgestossen, ohne dass dies gross auffiel. Wie führt CEO Riet Cadonau das Unternehmen? Von Beat Gygi und Oliver Bartenschlager (Bild)

In der Schweiz wächst einer der grössten Sicherheitskonzerne der Welt heran, und kaum jemand merkt es. Nein, es geht nicht um eine Organisation, die verdeckte Kontroll- oder Abwehrdienste erbringt, auch nicht um Militärtechnik oder um eine Drehscheibe, die professionelle Sicherheitskräfte vermietet. Es geht um ein Industrieunternehmen, das dafür sorgt, dass sich die Leute in ihren Häusern, Hotels, Büros, Fabriken, Sportstadien, Flughäfen oder Konzerträumen vor Einbruch und vor dem Zutritt unberechtigter Personen schützen können – und dass umgekehrt die Berechtigten Zutritt haben. Gemeint ist die über hundertfünfzigjährige Industriegruppe Kaba, die im Tresorbau begonnen hatte und heute vor allem auf Sicherheits- und Zutrittslösungen konzentriert ist. Ihre Produkte sollen Gewähr dafür bieten, dass man Türen verlässlich öffnen und abschliessen kann, dass Schlösser, Beschläge, Zylinder, Türschliesser oder Scharniere solid sind und sich bei Bedarf auch über elektronische Systeme per Computer steuern lassen. Moment, es ist nicht mehr Kaba, sondern Dormakaba.

16 000 Mitarbeiter

Im April 2015 hatten die Führungen der schweizerischen Kaba und der deutschen Dorma den Zusammenschluss ihrer Firmen angekündigt, im September war der Vertrag unter Dach und Fach, und Ende Jahr war die obere Führungsequipe für das neue Unternehmen einschliesslich der 53 Länderchefs bestimmt. So ist nun die von Rümlang aus geführte Dormakaba heute mehr als doppelt so gross wie Kaba vor zwei Jahren. Das bedeutet rund 16 000 Mitarbeiter statt gut 8000 und mehr als eine Verdoppelung des Jahresumsatzes auf deutlich über zwei Milliarden Franken. Konzernchef in Rümlang ist hingegen der Gleiche, der heute 56-jährige Riet Cadonau, der 2011 bei Kaba CEO wurde. Die Integration der zwei Unternehmen durchzuziehen, zählt nun zu seinen wichtigsten Aufgaben. Auf welche Anzeichen achtet er, um zu beurteilen, ob der Zusammenschluss der beiden Teile plan- und wunschgemäss verläuft? Bei Cadonau wirkt diese Frage wie ein Startknopf. In seinem Büro in Rümlang kommt er nicht nur mit Worten und von der Sprechweise her in Fahrt, an seinem Stehtisch hat er auch viel Freiraum, um mit Armen und Beinen, mit Gesten und Schritten hin und her, vor und zurück die Argumente zu verstärken. Er erinnert daran, dass man bei der Ankündigung des Zusammenschlusses im

April 2015 den weitgehenden Abschluss der Integration bis Juni 2018 versprochen habe, er betont, der «I-Day», also der Schlusspunkt der meisten Integrationsarbeiten, sei der 1. Juli 2018, und bei diesem Versprechen bleibe er.

«Die wichtigsten Anzeichen dafür, dass wir bei der Integration auf Kurs sind, kommen eindeutig von unseren Kunden», sagt er. Anhand eines Bildes von einer Flughafenhalle mit Schiebetüren und Zutrittsschleusen zeigt er, wie da sozusagen zwei Welten zusammenkommen. Von der vormaligen Dorma stammen die Schiebetüren und von der ehemaligen Kaba die Schleusen, die Person um Person passieren lassen, also den *physical access* regeln. Was früher die beiden Firmen je isoliert angeboten hätten, könne heute aus einer Hand als Paket offeriert werden. Offensichtlich bringe das den Kunden Vorteile, sonst wäre die Nachfrage nicht so gut. Klar, es gehe vorerst einmal darum, die Geschäfte der Vorgängerfirmen zu halten, aber es zeichne sich doch auch zusätzliches Wachstum ab. Beim neuen Terminal des Flughafens in Singapur etwa sei Dormakaba mit einem ganzen Bündel von Produkten aus der gemeinsamen Palette zum Zug gekommen. Kurz: Das Verhalten der Kunden zeige, dass die zuerst nur auf dem Papier sichtbare Logik des Zusammenschlusses offensichtlich der Realität standhalte.

Der Dorma- und der Kaba-Teil sind von ähnlichem Gewicht, beide bewegten sich bis 2015 in ihrer Branche irgendwo im oberen Mittelfeld, beide suchten seit langem nach oben zu kommen – und mit dem Zusammengehen stieg

Das Prinzip bei Dormakaba lautet in jeder Hinsicht: «Das Beste für das Neue, ohne Scheuklappen.»

man sogleich in die Gruppe der grössten Drei im weltweiten Markt für Sicherheits- und Zutrittslösungen auf, allerdings mit einigem Abstand auf den Marktführer, die schwedische Assa Abloy. Auffällig am neuen Konzern ist aber eigentlich weniger die Bewegung an die Spitze als vielmehr die Tatsache, dass dieser Sprung in der Öffentlichkeit so wenig Aufsehen erregt hat. Der Zusammenschluss und die Integration der beiden Teile gingen bisher ohne irgendwelche Meldungen vom Auswechseln des Konzernchefs, vom Abgang des Finanzchefs, vom Rücktritt des Verwaltungsratspräsidenten, von Kulturkämpfen und auch ohne öffentliche Stellungnahmen frustrierter Aktionäre über die

Bühne, wie man dies von prominenten Zusammenschlüssen her kennt, etwa vom 2015 fusionierten Zementkonzern Lafarge-Holcim.

Probleme in Deutschland

Cadonau, einst Oberstleutnant im Generalstab der Luftwaffe und früher bei IBM und Ascom tätig, kennt natürlich auch das systematische Messen und Überprüfen des Integrationsfortschritts. Der vom Chief Integration Officer geführte Prozess der Post-Merger-Integration liefert monatlich aufdatierte Informationen darüber, wie weit die Integration von Dorma und Kaba fortgeschritten ist. Demnach liegen die Arbeiten in 51 von 53 Ländern zurzeit im Plan. Welche zwei Länder schlagen aus der Reihe? Cadonau nennt zum einen Deutschland, da habe man drei Monate Rückstand auf die Marschtabelle, weil das Unternehmen mit den Mitarbeitern eine Einigung über den seit längerem angekündigten Stellenabbau suche. Das andere Land ist Indien, wo man in einem Gemeinschaftsunternehmen noch in Diskussion mit dem Partner sei und sich die Gespräche hinzögen. Auch das Ermitteln der Stimmung im Unternehmen steht auf der Checkliste. Alle paar Monate misst eine Beratungsfirma mit Umfragen den Puls in der Belegschaft; und die Konzernleitung versucht, sich bei regelmässigen Treffen in den einzelnen Ländern ein Bild der Lage und der Moral der Leute zu machen.

Das Bild scheint gut zu sein. In den hundert obersten Management-Positionen hat es laut Cadonau keine Abgänge gegeben, im Gegenteil. Viele sähen, dass Dormakaba in ihrer Branche nachhaltige Spuren hinterlassen könne, das sei attraktiv. Die Argumente für den Zusammenschluss seien schliesslich bestechend: Erstens ergäben sich bei Kaba und Dorma nur im Fall von 20 Prozent ihrer Produkte Überlappungen, man tue sich also nicht gross weh, ja beim Beliefern der Kunden könne man nun alles aus einer Hand anbieten. Zudem seien die beiden Firmen in Asien und Amerika unterschiedlich vertreten gewesen, ergänzten sich also auch in dieser Hinsicht, statt sich zu konkurrenzieren. So sei denn auch gar nie das Thema aufgetaucht, Kaderleute mit speziellen Prämien in der Firma zu halten; und für das Management habe es auch nie monetäre Anreize gegeben, einen Merger einzuleiten. Wenn zwei Unternehmen, die vorher im Mittelfeld waren, zusammenspannen würden und man dadurch an die Spitze der Branche vorstosse, dann seien doch nicht noch Geldprämien nötig, um die Leistungsträger bei Laune zu hal-



Am Anfang gab es eine 5-Franken-Strafe: Konzernchef Cadonau.

ten – ausser man habe die falschen Leute. Aber dafür trage er als Chef die Verantwortung; er habe alles daran gesetzt, dass Dormakaba die richtigen Leute habe, jeweils die richtige Person am richtigen Platz.

Wie stellt man das sicher? Mit Quoten für beide Seiten, um zu verhindern, dass bei einer der Parteien das Gefühl aufkommen könnte, zu kurz zu kommen? Nein, diese schematische Vorgehensweise führe zu nichts, meint Cadonau. Das Prinzip bei Dormakaba laute in jeder Hinsicht: «Das

Beste für das Neue, ohne Scheuklappen.» Es gebe eben keine grundsätzlichen Gewinner oder Verlierer. So seien alle Kaderleute durch das gleiche Assessment mit den gleichen Verfahren gegangen, unabhängig von der Zugehörigkeit zur vormaligen Kaba oder Dorma. Den Anfang machte die Konzernleitung, damit deren Zusammensetzung möglichst rasch klar war. Der Nominationsausschuss des Verwaltungsrats tagte jeweils sonntags, weil das Management unter der Woche das Tagesgeschäft durchziehen musste.

Wie wurde der neue Name bestimmt? Ganz einfach, meint Cadonau, dem Alphabet nach. So sei keine weitere Begründung nötig, keine Rechtfertigung, warum der eine Teil hinten stehe. Allerdings müsse er im Gespräch mit Schweizern ab und zu darauf hinweisen, dass die weltweite Markenwahrnehmung der Dorma wahrscheinlich etwas schwerer wiege als die der Kaba. Aber der neue Name sei schon sehr geläufig. Am Anfang habe es in der Geschäftsleitung noch eine 5-Franken-Strafe gegeben, wenn man nur Kaba oder Dorma gesagt habe, aber das habe sich ganz schnell erledigt. In der Frage nach dem Entschädigungssystem wurde das Kaba-System übernommen, das im Markt einen guten Ruf habe. Warum? «Weil die Managerleistung nicht an einem vorher vereinbarten Budget gemessen wird, sondern einfach an der Vorjahresleistung. Budgets sind Verhandlungssache und manipulierbar, Vorjahreswerte sind dagegen klar.»

Bei der Informatik dagegen setzte sich die Lösung der ehemaligen Dorma durch, als in der IT-Strategie die Plattformen konzernweit festgelegt wurden. Cadonau dazu: «Ich musste oder durfte nach 27 Jahren mit Lotus Notes auf Microsoft Office umstellen und habe es überlebt.» Im Geschäftsalltag ist der Zusammenschluss optisch schon weit vorangeschritten, in den Fabriken gibt es neue T-Shirts mit dem neuen Namen, Dokumente, Autos und Gebäude sind praktisch alle neu angeschrieben, die Mehrheit der zur Gruppe gehörenden Gesellschaften sind umfirmiert. Nur bei den Produkten ist man noch nicht so weit. Erst nach und nach kommen diese im neuen einheitlichen Design und mit dem neuen Namen ins Sortiment.

Gehört die Zukunft nicht der Software? «Moment, unser Kerngeschäft ist die Hardware und wird es noch lange bleiben», sagt Cadonau energisch. Klar, Software komme als wichtige Ergänzung dazu, aber da sei Dormakaba ähnlich gelagert wie Apple, wo ja auch das Hardwaregeschäft das Rückgrat bilde. Solange es also Türen gibt, wird Dormakaba darum nicht zum luftigen digitalen Konzern? Genau, so Cadonau, solange es Türen gebe, werde es daran Bestandteile aus Metall geben, und alles, was an einer kommerziellen Tür aus Metall sei, könne sein Unternehmen liefern. Und wie schweizerisch ist Dormakaba eigentlich? Für Cadonau zählen vor allem die Börsenkotierung in der Schweiz und der Hauptsitz in Rümlang, wo die strategischen und operationellen Entscheidungen getroffen würden, Gruppenfunktionen gibt es in der Schweiz und in Deutschland. Aber der Geschäftsalltag spiele sich in den gut fünfzig Ländergesellschaften ab. Klar, die Tatsache, dass der Präsident wie auch der Konzernchef Schweizer seien, wirke sich möglicherweise auf die Firmenkultur aus, denn Firmen würden durch Menschen geprägt und Menschen durch ihre Herkunft. Wie zum Beispiel? «Wir beginnen Meetings pünktlich und hören auch pünktlich wieder auf», meint er, das sei nicht überall so. ○

Die nächste Krise steht vor der Tür

In Europa zieht die Wirtschaft an, Macron verspricht neuen Schwung, aber Stabilität ist nicht zu erwarten. Die Schulden sind zu schwer. *Von Silvio Borner*

Der Ausbruch der privaten amerikanischen Finanzmarktkrise liegt erst zehn Jahre hinter uns, aber die nächste steht schon vor der Tür: diesmal wieder (wie meistens) eine Staatsschuldenkrise mit dem Euro-Raum als Eruptionsort. Anders als die Notenbanken der USA oder der Schweiz finanziert die EZB die maroden Staaten unlimitiert und kostenlos. Weder in Amerika noch in der Schweiz darf der Bundesstaat zudem Einzelstaaten oder Gemeinden vor dem Konkurs retten – dies ist die sogenannte No-Bailout-Regel. Das löst auf den unteren Ebenen einen hohen Disziplinierungsdruck aus.

Wir haben in Europa noch keine Fiskalunion, aber eben eine Schuldenunion oder präziser eine Haftungsunion, die nebst den Niederlanden vor allem Deutschland als zahlungsfähigen Garanten hat. Griechenland ist seit langem pleite, und Italien ist durchaus in einem labilen Zustand mit hohen Schulden und negativem Wachstum. Doch auch Frankreichs Schulden wachsen deutlich und seit Jahrzehnten ununterbrochen. Auch Macron kann das nicht über Nacht ins Lot bringen. Im Gegenteil: Er möchte die Fiskalunion den Deutschen aufzwingen. Die Mehr-

Die europäische Zentralbank finanziert die maroden Staaten unlimitiert und kostenlos.

heit der Euro-Länder ist stark verschuldet und erwartet Unterstützung von den immer weniger werdenden starken Mitgliedern. Leider passiert bei uns dasselbe mit dem interkantonalen Finanzausgleich.

Was wir in Europa somit immer mehr bekommen werden, ist eine Transferunion, bei der sich schwache Länder verschulden

können, aber die Risiken auf die Gemeinschaft abwälzen dürfen. Solange diese Gelder noch zinsfrei Richtung Mittelmeer fließen, bleiben die Schuldner halt im Euro, weil ihre Handels- und Staatsdefizite extern und erst noch gratis finanziert werden. Aber sobald die



Gewitter im Anzug: Präsident Macron.

Zinsen steigen, werden sie aussteigen (wollen oder müssen). Denn vor dem Euro haben diese Länder mehr oder weniger regelmässig abgewertet. Ohne Euro hätten sie das längst einmal mehr getan, Frankreich früher oder später auch. Der Euro ist für Deutschland eine zu schwache Währung, was die riesigen Exportüberschüsse erklärt und in Deutschland Vollbeschäftigung garantiert. Das gefällt den Deutschen natürlich und lässt Frau Merkel in der Sonne baden. Aber dahinter braut sich ein höllisches Schuldengewitter zusammen. Das deutsche Verfassungsge-

richt hat das erkannt und wollte die Draghi-Finanzierung der nationalen Schulden für nichtig erklären.

Lieber wortreich die Welt retten

Aber der Europäische Gerichtshof hiess den offensichtlichen Vertragsbruch gut. Und die Deutschen gaben klein bei, weil sie nicht zum dritten Mal innerhalb von hundert Jahren Europa ins Elend stürzen möchten. Doch die Nicht-Nachhaltigkeit der Schuldenpolitik im Euro-Raum ist offensichtlich. Nur will Europa lieber wortreich die Welt vor dem Klimawandel retten als zu Hause den harten Fakten ins Auge sehen. Vielleicht gibt es nach weiteren fünf Jahren Merkel einen Trump- oder Macron-Effekt: Deutschland hätte dann plötzlich die Nase voll. Das war im Prinzip schon beim Start des Euro der Fall, aber man verliess sich eben aufs Papier, das im absehbaren Notfall vom Europäischen Gerichtshof willkürlich ausser Kraft gesetzt wurde.

Im Kraftzentrum

Ein neues Buch zeigt Angela Merkels Unbeliebtheit bei den Konservativen.

Sie sei eine «intelligente Opportunistin». Diese Charakterisierung Angela Merkels durch den Historiker Ralf Georg Reuth ist etwas vom Freundlicheren, was man im neuen Buch «Merkel. Eine kritische Bilanz» über die deutsche Regierungschefin lesen kann. Der Herausgeber, FAZ-Wirtschaftsredaktor Philip Plickert, hat darin die Crème de la Crème der unter Merkel heimatlos gewordenen liberalkonservativen Diasporavertreter zusammengezogen, um «Mutti» ein Zeugnis auszustellen: Cora Stephan, welche die Flüchtlingspolitik analysiert, ist ebenso dabei wie Thilo Sarrazin; Roland Tichy beleuchtet Merkels Wissenschaftspolitik («erinnert fatal an stalinistische Methoden»).



Kanzlerin Merkel.

Giftschrank des «nicht Hilfreichen»

Neues aus dem Maschinenraum des Kanzleramts fördern die Schreiber zwar kaum zutage – wie sollten sie auch, hat sich Merkel doch längst in den schwarz-grün-roten Orbit verabschiedet. Gleichwohl gelingt es den meisten Autoren, dem Phänomen Merkel eine neue, interessante Seite abzugewinnen: Der erwähnte Historiker Reuth zeichnet minutiös Merkels Werdegang als SED-Mitläuferin in der DDR nach; der US-amerikanische Journalist Christopher Caldwell analysiert die Kanzlerin als Freundin von Bush junior und Obama; der Publizist Michael Wolffsohn lobt ihren Humanismus, der fatalerweise die Tür für «Populisten» sperrangelweit aufgemacht hat; der Journalist Boris Kálnoky zeigt auf, wie Merkels Flüchtlingspolitik die Osteuropäer brüskiert hat und inwiefern dadurch ein neues mitteleuropäisches Kraftzentrum in der EU entstanden ist; Brigadegeneral a. D. Erich Vad beschreibt die Umstände, unter denen die Bundeswehr unter Merkel zu einem Schatten ihrer selbst geschrumpft ist. Das alles ist höchst lesenswert, Pflichtliteratur aus dem Giftschrank des «nicht Hilfreichen» in der Bibliothek der «Alternativlosigkeit». *Florian Schwab*



Philip Plickert (Hrsg.): Merkel. Eine kritische Bilanz. Finanzbuch Verlag. 256 S., Fr. 29.90

Damit die Schweiz Schweiz bleibt

Interview mit alt Bundesrat Christoph Blocher, Präsident des überparteilichen Komitees «Nein zum schleichenden EU-Beitritt»

Der Bundesrat hat für 2017 «entscheidende Schritte» im Blick auf neue vertragliche Regelungen zwischen der Schweiz und der EU angekündigt. Wie beurteilen Sie, Herr Blocher, die EU-Politik des Bundesrats?

Die EU verlangte 2012 von der Schweiz, dass sie sich institutionell an sie bindet. Leider hat die Mehrheit des Bundesrates und des Parlamentes einer solchen «institutionellen Anbindung» zugestimmt. Bis heute hat der Bundesrat die Anbindung noch nicht verabschiedet. Er scheut die bevorstehende Volksabstimmung und rätselt: Wie sag ich's meinem Kinde?

Hat der Bundesrat also Angst vor einer Volksabstimmung?

Ja, zu Recht! Denn die Schweiz müsste sich künftig – ohne selbst bestimmen zu können – fremden Gesetzen und fremden Richtern unterwerfen, und würde so faktisch Mitglied der EU. Dasselbe wollte man schon mit dem EWR/EG-Vertrag 1992, den Volk und Stände verworfen haben. Zum Glück: Darum ist die Schweiz heute nicht Mitglied der EU. Passen wir auf, dass es nicht schleichend geschieht.

Ihre Gegner behaupten, es wisse noch niemand, was in diesem Rahmenvertrag überhaupt stehen wird.

Es steht fest: Die Schweiz soll erstens mit diesem Rahmenvertrag künftig von der EU

beschlossene Gesetze und fremde Richter akzeptieren. Die Schweiz müsste zu allen Sachbereichen, die zwischen der Schweiz und der EU geregelt sind, fortan das dazu von der EU allein beschlossene Folgerecht automatisch

über die Schweiz entscheiden. Würden wir uns drittens weigern, ein Urteil des EU-Gerichtshofs gegen die Schweiz zu übernehmen, hätte die EU ein Recht auf Sanktionen, also auf Strafmassnahmen gegen die Schweiz.



Christoph Blocher: «Die Schweiz muss ihren eigenständigen Handlungsspielraum bewahren.»

– ohne jede Schweizer Mitbestimmung – übernehmen. Die Schweiz verlöre damit in wichtigsten Fragen wie Einwanderung, Verkehrspolitik, Energiepolitik, Landwirtschaftspolitik und vielem mehr ihr Selbstbestimmungsrecht. Ergäben sich zweitens aus der Auslegung von Verträgen Meinungsverschiedenheiten, dann müsste sich die Schweiz dem Urteil des EU-Gerichtshofs unterziehen. D.h. das Gericht der EU, dessen Urteil unanfechtbar ist, würde

Wie lautet Ihre Gesamtbeurteilung des Rahmenvertrags?

Ein solcher Vertrag würde der Schweiz die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung rauben. Er erniedrigt die Schweiz zum Untertanenland der EU. Das ist eines freien Volkes unwürdig!

Was sagen Sie zum Vorwurf, Sie würden mit Ihrem kategorischen Nein zum Rahmenvertrag der Schweiz den Zugang zum EU-Binnenmarkt verbauen.

Ich bin stets als Exportunternehmer tätig gewesen. Unsere Familienunternehmen exportieren über 90 Prozent - davon etwa die Hälfte in die EU. Wir haben unsere Produkte stets verkauft, weil dies gute, schweizerische Produkte sind. Der Zugang zum EU-Binnenmarkt beruht im Wesentlichen auf dem schon 1972 abgeschlossenen Freihandelsvertrag. Dieser funktioniert gut, wie alle immer bestätigen. Zusätzlich gelten die Vereinbarungen mit der Welthandelsorganisation WTO. Sie schützen die Schweiz vor Diskriminierung. Das weiss auch die EU. Auch sie will den Freihandelsvertrag nicht gefährden, da die Schweiz ein interessanter Handelspartner ist.

Wie soll das Verhältnis zwischen der Schweiz und Europa aus Ihrer Sicht ausgestaltet werden?

Mit allen Staaten der Welt – und so auch mit den europäischen Staaten – ein freundschaftliches Verhältnis auf dem Boden der dauernden Neutralität und der Selbstbestimmung pflegen! Die ausgeprägt exportorientierte Schweiz soll eigenständig ihre Interessen wahrnehmen, sie unterstützt friedliche Beziehungen und Anstrengungen zur Erleichterung des Handelsaustauschs. Das bringt Freiheit und Frieden!



Komitee gegen den schleichenden EU-Beitritt

www.eu-no.ch

Sinnvolle Beziehungen statt Anbindung an die EU

Verstärken und unterstützen Sie das Komitee «Nein zum schleichenden EU Beitritt» und tragen Sie dazu bei, eine verhängnisvolle Anbindung an die EU zu verhindern (www.eu-no.ch):

- Ich werde Mitglied.
- Senden Sie mir einen Einzahlungsschein.
- Ich möchte zunächst Unterlagen des Komitees studieren. Senden Sie mir Informationen zu.

Name:	Vorname:
Strasse / Nr.:	
PLZ:	Wohnort:
E-Mail:	

✂ Talon ausfüllen und senden an: Überparteiliches Komitee «Nein zum schleichenden EU-Beitritt», Postfach 54, 8416 Flaach, E-Mail: info@eu-no.ch, Postkonto: 85-126820-7, www.eu-no.ch

War Hitler rechts?

Der deutsch-österreichische Diktator und Kriegsverbrecher Adolf Hitler (1889–1945) gilt bis heute als abschreckender Inbegriff des rechten Extremismus. Diese Sicht verkennt Hitlers politische Positionen.

Von Rainer Zitelmann

Kann es überhaupt einen Zweifel geben, dass Hitler ein Rechter war? War er nicht geradezu der Prototyp des ultrarechten Politikers und aus Sicht der politischen Linken zugleich ein Kapitalistenknecht und Arbeiterfeind? Doch «Hitler ist keineswegs so leicht als extrem rechts im politischen Spektrum einzuordnen, wie es viele Leute zu tun gewohnt sind» – darauf wies schon der Publizist Sebastian Haffner 1978 in seinen vielbeachteten «Anmerkungen zu Hitler» hin. Untersucht man Hitlers Selbstverständnis und seine Selbstverortung im politischen Spektrum, so wird deutlich, dass er sich weder der linken noch der rechten Seite zuordnen wollte. Hitler wollte beide Extreme überwinden, allerdings nicht in der «Mitte», sondern durch ein neues Extrem, in dem beide Extreme aufgehoben sind.

«Die Definitionen der beiden Begriffe», so Hitler am 26. Mai 1944, «standen damals in einem diametralen Gegensatz. Der eine war damals rechts der Barrikade und der andere links, und ich bin mitten zwischen diese beiden Kämpfer hinein, also auf die Barrikade selbst gestiegen und daher von beiden selbstverständlich abgeschossen worden; ich habe versucht, einen neuen Begriff zu definieren unter dem Motto, dass letzten Endes Nationalismus und Sozialismus unter einer Voraussetzung dasselbe sind, nämlich dass man das Volk in den Mittelpunkt alles Erstrebenswerten rückt. [...] Ich habe damals sowohl von links als auch von rechts schwere Kämpfe gehabt.»

Zwei wirkmächtige Ideenströmungen hat das 19. Jahrhundert hervorgebracht: den Nationalismus und den Sozialismus. Durch die marxistische Sozialismustradition war von dieser Seite aus eine Vermählung beider Ideen zunächst ausgeschlossen, denn, wie Marx im «Kommunistischen Manifest» schreibt: «Die Arbeiter haben kein Vaterland.» Gleichwohl gab es schon um die Jahrhundertwende Bestrebungen, beide Ideen zusammenzuführen. So entwickelte der Liberale Friedrich Naumann den Gedanken einer «national-sozialen» Bewegung, die den Arbeiter für den nationalen Machtstaat gewinnen sollte. Beim Nationalsozialismus ist dieser Anspruch, eine Synthese von Nationalismus und Sozialismus zu sein, oft nicht ernst genommen und bestritten worden.

Für Hitler waren die Begriffe «Nationalismus» und «Sozialismus» keine Gegensätze. Der nationale Gedanke, so Hitler, «ist für uns Deutsche identisch mit dem sozialistischen. Je

fanatischer national wir sind, umso mehr muss uns die Wohlfahrt der Volksgemeinschaft am Herzen liegen, das heisst, umso fanatischer sozialistisch werden wir sein.» Die rücksichtslose Vertretung der Interessen des Volkes nach innen, gemäss dem Grundsatz «Gemeinnutz vor Eigennutz», war für Hitler Sozialismus, die rücksichtslose Vertretung der Interessen des Volkes nach aussen bedeute Nationalismus. «Nationaler Sozialismus» hiess bei Hitler auch: «Sozialismus kann nur sein im Rahmen meines Volkes», denn es «gibt nur annähernd Gleiche in einem Volkskörper in grösseren Rassegemeinschaften, aber nicht darüber hinaus».

Hitler selbst gebraucht den Begriff der «Chancengleichheit» nicht, aber der Begriff trifft das, worum es ihm ging – mit einer sehr wichtigen Einschränkung: Wenn heute von Chancengleichheit gesprochen wird, so bezieht sich diese Forderung auf alle Menschen,

unabhängig von Nationalität, Hautfarbe, Geschlecht, Religion, sexueller Orientierung und so weiter. Bei Hitler hingegen bezieht sich die Forderung ausschliesslich auf Angehörige der «deutschen Volksgemeinschaft». Der nationale Sozialismus hatte erstens einen rein nationalen Geltungsanspruch; zweitens waren viele Gruppen von vornherein aus der rassistisch ver-

Hitler sah das Bürgertum als kraftlos, dekadent, verfault und schwach an.

standenen Volksgemeinschaft ausgeschlossen, also etwa Juden, Sinti und Roma, Homosexuelle, Erbkrankte. Frauen blieb zumindest die Besetzung politischer Funktionen verwehrt. Innerhalb dieses eingeschränkten Geltungsbereiches trat Hitler jedoch vehement dafür ein, insbesondere den Arbeitern Aufstiegschancen



Aufstiegschancen für Arbeiter: Hitler in Nürnberg, 1933.

zu geben und traditionelle Klassen- und Standesschranken aufzuheben.

Der Historiker Götz Aly hebt in seinem Buch «Hitlers Volksstaat» die vielen Anleihen des nationalen Sozialismus aus dem linkssozialistischen Ideenvorrat hervor. Für Millionen Deutsche habe das Attraktive am Nationalsozialismus im völkischen Gleichheitsversprechen gelegen. «Für diejenigen, die zu der als rassistisch einheitlich definierten Grossgruppe zählten – das waren 95 Prozent der Deutschen –, verringerten sich die Unterschiede im Binnenverhältnis. Für viele wurde das staatspolitisch gewollte Einebnen der Standesdifferenzen in der Staatsjugend fühlbar, im Reichsarbeitsdienst, in den Grossorganisationen der Partei und langsam selbst in der Wehrmacht.»

Hitlers Eintreten für die Schleifung traditioneller Privilegien und seine Forderung, Arbeitern bessere Aufstiegsmöglichkeiten zu geben, entstammt seiner sozialdarwinistischen Philosophie. Hitler sah das Bürgertum als kraftlos, dekadent, verfault und schwach an. Zahllose Äusserungen belegen dies. Umgekehrt sah er in den Arbeitern eine «Kraft- und Energiequelle». In seinen «Tischgesprächen» spielte das Thema eine zentrale Rolle. «Das ist die nationalsozialistische Lehre: dass man die Kräfte nimmt, gleich, aus welchem sozialen Stand sie kommen.»



Hitlers Forderung nach Aufstiegschancen für Arbeiter begründete sich daraus, dass ein Staat nur dann nach aussen kraftvoll auftreten könnte, wenn die Besten eine Chance hätten, nach oben zu gelangen. Daher betonte er immer wieder, «dass man im Inneren der Völker die Bahn frei machen muss dem Tüchtigen, dass man sie nicht verriegeln darf durch Gesellschaftsordnungen, dass man im Inneren der Völker nicht zu einer Sterilisierung der Vermögensverhältnisse kommen darf, sondern dass man auch im Inneren dafür sorgen muss, dass ein fortgesetzter Strom frischen Blutes von unten nach oben kommt und dass alles, was faul ist, weil es träge ist, absterben soll.»

«Planwirtschaft von oben»

Die moderne historische Wahlforschung zeigt, dass Arbeiter unter den Mitgliedern und Wählern der NSDAP sehr viel stärker vertreten waren, als man früher annahm. Und in der Geschichtswissenschaft hat sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten die Einsicht durchgesetzt, dass die «Volksgemeinschaft» das zentrale Konzept war, das die Attraktivität und Massenwirksamkeit des Nationalsozialismus ausmachte.

In wirtschaftlichen Fragen waren Hitlers Ansichten von einem ausgeprägten Antikapitalismus geprägt. Hitler war zwar gegen eine «Vollsozialisierung», weil er als Sozialdarwinist das Ausleseprinzip auch im Wettbewerb der Wirtschaft schätzte. Doch wandte er sich scharf gegen den Wirtschaftsliberalismus und wurde im Laufe der Jahre zu einem vehementen Anhänger planwirtschaftlicher Vorstellungen. In seinen «Tischgesprächen» äusserte er 1941: «Freilich lässt sich ein sinnvoller Einsatz der Kräfte eines Volkes nur mit einer Planwirtschaft von oben erreichen.»

Zunehmend wurde Hitler zu einem Bewunderer des sowjetischen Wirtschaftssystems, das nach seiner Meinung dem kapitalistischen System weit überlegen war. Aus den Aufzeichnungen von Wilhelm Scheidt, dem Adjutanten von

Zunehmend wurde Hitler zu einem Bewunderer des sowjetischen Wirtschaftssystems.

Hitlers Beauftragtem für die Militärgeschichtsschreibung Scherff, wissen wir, dass Hitler immer stärker «die innere Verwandtschaft seines Systems mit dem so heiss bekämpften Bolschewismus» erkannt und ausgesprochen habe. Auch vor Stalin müsse man unbedingten Respekt haben, erklärte Hitler im inneren Kreis, seine Wirtschaftsplanung sei so umfassend, dass sie wohl nur von unseren Vierjahresplänen übertroffen werde. Es stehe für ihn ausser Zweifel, dass es in der UdSSR, im Gegensatz zu den kapitalistischen Staaten, Arbeitslose nicht

gegeben habe. Hitler war, wie er in einem Gespräch mit Mussolini 1944 bekannte, zu der Überzeugung gelangt: «Auch der Kapitalismus hätte seine Rolle ausgespielt, die Völker würden ihn nicht mehr ertragen. Als Sieger würden die Ideen des Faschismus und des Nationalsozialismus übrigbleiben – vielleicht des Bolschewismus im Osten.»

Hitler war, wie er in seiner letzten Rundfunkansprache am 30. Januar 1945 sagte, davon überzeugt, «dass sich die Epoche des zügellosen wirtschaftlichen Liberalismus überlebt hat». In seinen letzten Diktaten an Martin Bormann sagte er: «Die Krise der dreissiger Jahre war lediglich eine Wachstumskrise, allerdings globalen Ausmasses. Der wirtschaftliche Liberalismus entpuppte sich als eine überlebte Formel.»

Sympathien für Stalin

Hitlers Kritik demokratischer Gesellschaften liest sich wie eine linke Systemkritik: In den Demokratien herrsche in Wahrheit das Kapital; die Medien seien abhängig von Kapitalisten und die Politiker in den Demokratien durch Aufsichtsratsposten, Aktienbesitz und so weiter bestochen, so dass in Wahrheit dort nicht das Volk herrsche, sondern das Kapital. Im inneren Kreis bekundete er grosse Sympathien für Stalin, kritisierte andererseits das Franco-Regime in Spanien als reaktionär und rechnete es den Sozialdemokraten hoch an, dass sie die Monarchie in Deutschland beseitigt hätten.

Die Männer des 20. Juli, also des deutschen Widerstandes gegen Hitler, sahen in ihm einen Sozialisten: Ulrich von Hassell, einer von ihnen, befürchtete, dass der «Sozialismus in hitlerscher Form» unvermeidlich auf dem Wege «innerer Bolschewisierung» das Zerschneiden der Oberschichten zum Ziel habe. So dachten auch viele andere Männer des Widerstandes, die oft ultrakonservativ, deutschnational oder monarchistisch orientiert waren.

Der bereits eingangs zitierte Sebastian Haffner wies darauf hin, dass die einzige Opposition, die Hitler wirklich gefährlich werden konnte, von rechts kam: «Von ihr aus gesehen, stand Hitler links. Das gibt zu denken.» Und der liberale Ökonom und Philosoph Friedrich August von Hayek erkannte schon in seinem 1944 erschienenen Buch «Der Weg zur Knechtschaft», dass «der Aufstieg von Faschismus und Nationalsozialismus nicht als Reaktion auf die sozialistischen Tendenzen der vorausgegangenen Periode, sondern als die zwangsläufige Folge jener Bestrebungen begriffen werden muss».



Der Historiker Rainer Zitelmann ist Verfasser des soeben in einer 5., erweiterten Auflage erschienenen Buches: «Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs».



Wie konnten wir einer Organisation angehören, die so kleinkariert und nachtragend ist?

Abwarten, Cassandra

Das Brexit-Drehbuch scheint bereits geschrieben: Die EU gibt sich stark, einig und siegesgewiss, Grossbritannien dagegen verzagt, chaotisch und zerstritten. Die Europäer freuen sich zu früh.

Von Andrew Roberts

Kontinentaleuropäische Medien spekulieren, dass nach Theresa Mays katastrophaler Wahl die EU gestärkt und der Brexit erledigt ist. Journalisten, die meist aus ideologischen Gründen gegen den Brexit waren, sind überzeugt, dass sie recht behalten werden. Sie weisen auch darauf hin, dass die britische Wirtschaft schwächelt – was an die Cassandra-rufe erinnert, die sie anstimmten, als die Schweiz es ablehnte, dem Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) beizutreten.

Sie täuschen sich in jeder Beziehung.

Diese Entscheidung der Schweizer hatte keinerlei Nachteile. Tatsächlich steht die Schweiz genau deswegen so gut da, weil sie nicht der EU angehört. Und wenn ein Land, das in der geografischen Mitte Europas liegt, ringsum von EU-Staaten umgeben, mit einer starken, aber relativ kleinen Wirtschaft, als vollkommen unabhängiger Staat ausserhalb der EU erfolgreich bestehen kann, dann gilt das auch für Grossbritannien, das am Rande Europas liegt, nur die Hälfte seines Handels mit der EU abwickelt und die fünftgrösste Wirtschaftsnation der Welt ist. Wenn die Schweiz sich der sogenannten Personenfreizügigkeit nicht unterworfen hat – was

nach einem unveräusserlichen Menschenrecht klingt, in Wahrheit aber (wie Deutschland feststellen musste) nur das Recht ist, von Menschen überschwemmt zu werden, die keinerlei kulturelle Beziehungen zum Gastland haben –, dann kann Grossbritannien das auch.

Lästige Grillen

Früher oder später werden die europäischen Medien erkennen müssen, dass der Brexit im März 2019 tatsächlich eintreten wird. Und statt die Briten für ihren Eigensinn zu bestrafen, sollten intelligente Europäer hoffen, dass die britische Wirtschaft so stark wachsen wird, dass europäische Waren in ebenso grossem oder noch grösserem Umfang importiert werden. Die Briten dafür zu bestrafen, dass sie aus der EU austreten wollen, ist ein Affront. Denn dann fragen wir uns natürlich, warum wir einer Organisation angehörten, die so kleinkariert und nachtragend ist.

Was immer die Zukunft an politischen Entwicklungen bringen mag, und sei es eine marxistische Labour-Regierung unter Jeremy Corbyn: Wir werden aus der EU austreten. Dass europäische Journalisten (und britische Poli-

tiker wie Vince Cable, der Chef der Liberaldemokraten) das Gegenteil behaupten, ist extrem unverantwortlich. Wenn sich die Liberaldemokraten weiter als solche bezeichnen, gleichzeitig aber die demokratisch ausgedrückte Mehrheitsmeinung beim EU-Referendum am 23. Juni 2016 missachten, ist das der Gipfel der Heuchelei, denn offensichtlich haben sie nicht verstanden, was das Wort «Demokrat» bedeutet.

Die beiden grossen Parteien, Konservative und Labour, stehen für den Brexit. Auf sie entfielen 82,4 Prozent der Stimmen bei den letzten Parlamentswahlen im Juni. Auf die beiden Parteien, die gegen den Brexit waren und noch immer sind, entfielen 7,4 (Liberaldemokraten) und 3 Prozent (schottische Nationalisten). Weder Konservative noch Labour können es sich leisten, 17 410 742 Briten, die für die Unabhängigkeit stimmten, vor den Kopf zu stossen. Sonst gäbe es einen politischen Aufstand, wie ihn das Land seit dem Ende des 17. Jahrhunderts nicht mehr erlebt hat.

Jede Regierung, die in einer so wichtigen Sache wie der Wiedererlangung der nationalen Souveränität den Willen des Volkes missachtet, würde eine Revolution riskieren.

Der grosse anglo-irische Staatsphilosoph Edmund Burke beschrieb den Unterschied zwischen dem Geplapper der Kommentatoren und der begründeten Meinung der Mehrheit des Volkes so: «Nur weil ein halbes Dutzend Grashüpfer unter einem Farn das Feld mit dem Lärm ihres aufdringlichen Zirpens erfüllt», heisst es in seinen «Betrachtungen über die Französische Revolution» (1793), «während Tausende stattlicher Rinder ruhig im Schatten der britischen Eiche liegen und wiederkauen, sollte man nicht glauben, dass diejenigen, die den Lärm machen, die einzigen Bewohner des Feldes sind, dass sie zahlreich oder am Ende etwas anderes sind als die kleinen, dünnen, herumhüpfenden, aber lauten und lästigen Insekten der Stunde.»

Lieber unabhängig

Die unerbittliche Anti-Brexit-Kampagne der heutigen Insekten wird nichts bewirken. Zurzeit wird sie von der BBC, diversen amerikanischen Banken, dem *Guardian* und jenen Stimmen betrieben, die in der linksliberalen Öffentlichkeit hip und trendy sind. Je nachdrücklicher deren Kommentatoren uns weismachen wollen, dass der Brexit nicht kommen wird, desto mehr fragt sich die Mehrheit, ob diese Leute unter Demokratie das Gleiche verstehen wie die übrige Bevölkerung. Und die neue Phrase der *remainer*, dass niemand sich dafür entschieden habe, in grösserer Armut zu leben, ist bedeutungslos. Ich persönlich würde lieber mit Einschränkungen, aber in einer unabhängigen Nation leben, als gutsituiert in einem Land, dessen Gesetze von ausländischen Richtern kontrolliert werden.

In der letzten Woche reiste der irische Premierminister Leo Varadkar nach Nordirland, um die dortigen Brexiteers zu beschimpfen, die aus Zollunion und gemeinsamem Markt austreten wollen. Von irischen Premierministern hören wir gemeinhin nur, wenn sie bei uns um Finanzhilfe betteln, wie im November 2010, als George Osborne den Iren sieben Milliarden Pfund zur Verfügung stellte. In der letzten Woche fiel Varadkar der schöne Spruch ein, dass «Englands Schwierigkeit Irlands Chance» ist. Also fuhr er in den Norden, um dort zu erklären, dass es bei einem harten Brexit zu Chaos an der einzigen Landgrenze zwischen der EU und dem Vereinigten Königreich kommen werde.

Führe Mr Varadkar nach Amerika, würde er die 3000 Meilen lange Grenze zwischen den USA und Kanada sehen, Ländern, die eigenständige Nationen sind, aber ohne nennens-

werte Grenzkontrollen auskommen und deutlich intensivere Handelsbeziehungen unterhalten als Nord- und Südirland, und die eventuelle Zollprobleme mittels smarter Technologie lösen. Doch Mr Varadkar erinnert lieber an jene unschönen Zeiten, als die Republik Irland wegen des Terrorismus Sicherheitskontrollen an der Grenze durchführen musste. Er glaubt, auf diese Weise Ressentiments gegen den Brexit schüren zu können. Er ist der Inbegriff jenes kleinen, dünnen, herumhüpfenden Insekts, von dem Edmund Burke sprach.

Unfähige Unternehmer neigen zudem dazu, für ökonomische Probleme den Brexit verantwortlich zu machen. Das wird von den Medien allzu gern aufgebauscht, anstatt dass sie prüfen, ob die Klagen zu Recht erhoben werden. Als etwa die Fahrpreise der Londoner U-Bahn erhöht wurden, machte der EU-freundliche *Evening Standard* den Brexit dafür verantwortlich, obwohl kein anderes Land bei dieser Entscheidung involviert war. Wenn die Verkaufszahlen des einen Unternehmens zurückgehen, liegt es am Brexit, aber wenn sie bei einem anderen Unternehmen nach oben gehen, schreibt das niemand dem Brexit zu.

Man muss ziemlich leichtgläubig sein, um dem von den Medien gehypten «Project Fear II» auf den Leim zu gehen, nachdem schon das «Project Fear I» nicht verfangen hat, gemäss dem nämlich ein Pro-Brexit-Ergebnis beim Referendum zu einer sofortigen Rezession führen werde. Dieselben Leute, die damals einen ökonomischen Abschwung prophezeiten, prognostizieren nun einen Abschwung nach dem Brexit.

Einige derjenigen, die sich so gründlich irrten, sind in noch einflussreichere Ämter befördert worden, wo sie ihre Cassandra-rufe verbreiten können. Sir Dave Ramsden etwa, der im Finanzministerium das «Project Fear» massgeblich betrieb, wurde Vizegouverneur der Bank of England.

Ein deutlich besserer Prognostiker ist der Ökonom Gerard Lyons, der die Fakten in Sachen Brexit und EU gründlich studiert hat. Er schreibt: «Es spricht wenig dafür, dass die EU in der zukünftigen globalen Wirtschaft prosperieren wird. Globalisierung, technologischer Wandel, Kommunikation und Innovation bieten neue Chancen. Für den Handel ist Geografie



Gerard Lyons, Ökonom.

Die EU ist das Gegenteil dessen, was es für Jobs und zukünftigen Erfolg braucht.

all den Jahren gehört haben. Die EU kümmert sich nicht um ihre grossen Probleme – die hohe Jugendarbeitslosigkeit, die Wirtschaftskrise in Griechenland oder die Massenmigration –, denn ihre Institutionen wurden in den 1950ern bewusst so eingerichtet, dass nie etwas geschieht und die französisch-deutsche Hegemonie alles entscheidet. Sobald Grossbritannien die EU verlassen hat, werden wir Weltmarktpreise für Lebensmittel zahlen und nicht die künstlich aufgeblähten EU-Preise, und damit wird sich die prognostizierte Inflation praktisch im Handumdrehen erledigt haben.

Mehr als nur Markt

Entscheidend aber ist, dass der Brexit nie ein primär ökonomisches Projekt war. «Die Ökonomie ist wichtig, aber sie sollte nicht an erster Stelle stehen», schrieb Israel Cohen in den 1920ern. «Der Mensch spricht mehr als nur die Sprache des Marktes. Und wenn in einem Volk, das seit langem als typische Kaufmannsnation gilt, in der Reichtum mehr zählt als Ideale, wenn in diesem Volk eine Bewegung entsteht, die in ihrem Kern idealistisch ist, wenn es bereit ist, Lasten zu tragen und Einschränkungen und Gefahren auf sich zu nehmen um eines Prinzips willen [...], so ist das ein Zeichen [...], das von weitsichtigen Menschen aller Völker begrüsst werden sollte.»

Napoleon warf den Briten vor, sie seien eine Nation von Krämern, aber heute sind sie bereit, um des Prinzips der Selbstbestimmung willen Lasten zu tragen und Einschränkungen auf sich zu nehmen. Von Jean-Claude Juncker erwarten wir nicht, dass ihm das gefällt, aber «weitsichtige Menschen aller Völker» sollten es begrüßen. Doch ob sie das tun oder nicht – sie müssen wissen, dass der Brexit eintreten wird.

Andrew Roberts gehört zu den angesehensten Historikern und Kommentatoren Grossbritanniens. Demnächst erscheint seine neue Biografie über Winston Churchill. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Jeremy Corbyn, Labour-Chef.

Offensichtlich haben sie nicht verstanden, was «Demokrat» bedeutet.

«Es muss nicht gleich eine Mauer sein»

Mit den Migrantenzahlen steigen auch wieder die Wahlchancen der Alternative für Deutschland. Doch an einen Politikwechsel glaubt AfD-Spitzenkandidat Alexander Gauland nicht: Dazu sei die Gesellschaft noch nicht bereit. *Von Wolfgang Koydl und Holger Talinski (Bild)*

Für eine nur vier Jahre alte Partei hat die Alternative für Deutschland (AfD) einen ziemlichen Verschleiss an Führungspersonal. Gründer Bernd Lucke wurde hinausgedrängt, seine Nachfolgerin Frauke Petry entmachtet. Die Partei selbst hat sich von einer professoralen Anti-Euro-Organisation zu einer populistischen Anti-Migranten-Bewegung gewandelt. Nur ein Mann der ersten Stunde hat diesen Wandel mitgemacht und ist heute einflussreicher denn je: Der 76-jährige Alexander Gauland ist einer der beiden Spitzenkandidaten für die Bundestagswahl im September. Zum Interview empfängt er im Landtag von Brandenburg, wo er die AfD-Fraktion führt – ganz ohne Schlips und obligatorisches schweres Tweed-Jacket. Ein Zugeständnis wohl an die sommerlichen Temperaturen.

Herr Gauland, schafft die AfD im September den Einzug in den Deutschen Bundestag?

Alle Auguren sagen ja.

Mit wie viel Prozent?

Ich habe noch nie solche Voraussagen gemacht. Das ist Kaffeesatzleserei. Ich kenne die Meinungsumfragen. Wir werden sehen.

Ihre Co-Spitzenkandidatin Alice Weidel hat von 15 Prozent gesprochen. Das scheint im Moment nicht realistisch zu sein.

Wenn sie das als realistisch ansieht, freue ich mich über ihren Optimismus.

Es ist sehr still um die AfD im Wahlkampf.

Woran liegt das?

Der Flüchtlingsstrom über das Mittelmeer ist nicht so fotogen wie die Balkanroute. In der Politik ist es schwierig, wenn man ein Thema nicht symbolhaft an Fernsehbildern festmachen kann. Das ist unser Problem. Das zweite Problem ist, dass wir immer wieder mal Schwierigkeiten miteinander haben. Das verzeihen uns zwar unsere Wähler zu einem grossen Teil. Aber manche finden, dass wir ein bisschen zu viel streiten.

Woran liegt das?

An der anarchischen Grundstruktur der AfD. Sie ist keine Partei, die sich von oben führen lässt. Daran ist schon Bernd Lucke gescheitert, daran ist bis jetzt auch Frauke Petry gescheitert. Es kommt diese Graswurzelbegeisterung durch. Man will von unten führen. Deshalb bleibt die AfD, was ich einen «gärigen Haufen»



«Graswurzelbegeisterung»: AfD-Politiker Gauland.

nenne, der sich immer wieder aufs Neue zusammenraufen muss. Das verursacht Verletzungen.

Ein anderer Streitpunkt ist die Frage, ob die AfD in einer Koalition mitregieren oder Fundamentalopposition betreiben soll.

Das wird zwar behauptet, stimmt aber nicht. Frauke Petry und ich sind in dieser Frage einig: Koalitionen sind sinnlos, wenn wir nicht prozentual auf Augenhöhe mit einem möglichen Partner sind. Sonst können wir unsere Ziele nicht durchsetzen. Das raten uns auch unsere Verbündeten im Ausland, etwa die österreichischen Freiheitlichen.

Augenhöhe ist eines, aber der thüringische AfD-Chef Björn Höcke meint, die

AfD würde erst regieren, wenn sie das mit über 50 Prozent der Stimmen alleine kann.

Das hat er nicht wörtlich gemeint. Mag sein, dass er sich mehr Prozente für einen Fall erhofft, den er für koalitionswürdig hält. Aber ein Unterschied zwischen 35 und 48 Prozent treibt uns gegenwärtig nicht um. Wir müssen erst einmal sehen, dass wir sicher in den Bundestag kommen.

Kommen wir zur Migration zurück. Sie haben einmal gesagt, die Flüchtlinge seien «ein Geschenk» für die AfD ...

Das habe ich nie gesagt. Die falsche Flüchtlingspolitik war ein Geschenk für die AfD. Das wurde bewusst umgedreht.

Heute steht die Migration nicht im Mittelpunkt. Betreibt die Bundesregierung eine bessere Flüchtlingspolitik?

Überhaupt nicht. Da kann ich mich jetzt sogar auf [den SPD-Kanzlerkandidaten] Martin Schulz berufen, der zu Recht gesagt hat, dass das Thema nicht weg ist. Die Bundesregierung versucht es nur bis zum Wahltag aus den Bildern herauszuhalten. Deshalb war die Empörung in der CDU über die Aussagen von Schulz so gross. Denn natürlich nützen die besonders uns.

Ist die Migrationsproblematik das einzige Thema der AfD?

Bestimmt nicht. Wir haben ein ganzes Programm. Aber ich weiss aus meiner 40-jährigen Mitgliedschaft in der CDU, dass Wähler nicht an Programmen interessiert sind. Sie machen Parteien an bestimmten Kernpunkten fest. Wer gegen illegale Massenzuwanderung ist, gegen den europäischen Superstaat, gegen die Geldvernichtung durch Griechenland- und Banken-Rettung, der weiss, das ist die AfD. Wenn wir noch eine Steuer-, Sozial- oder Wirtschaftspolitik haben, mag das mal in irgendeiner Rede eine Rolle spielen, aber es ist nicht wahlentscheidend.

In einem offenen Brief an das CDU-Vorstandsmitglied Jens Spahn haben Sie aufgelistet, in wie vielen Punkten er eigentlich die Ansichten der AfD teilt. Gibt es noch mehr CDU-Mitglieder, die ähnlich denken?

Mir wird gesagt, es gebe in der CDU – und noch mehr in der CSU – sehr viele, die so dächten, aber aus Gründen des Machterhalts jetzt nichts dazu sagen würden.

Die Migranten werden nicht über Nacht verschwinden, und man kann auch keine Mauer im Mittelmeer bauen. Welches sind denn Ihre Lösungsvorschläge?

Es muss nicht gleich eine Mauer sein, aber man kann Grenzen schliessen. Sie können es in dem Buch «Die Getriebenen» nachlesen: Die Bundespolizei und die bayerische Grenzpolizei waren im September 2015 auf eine Grenzschliessung vorbereitet. Sie hät-

ten es machen können, aber Frau Merkel hatte nicht den politischen Willen. Wir haben immer gesagt: Man muss die EU-Aussengrenzen schliessen. Wenn das nicht möglich ist, muss man die deutschen Grenzen schliessen. Schluss, aus. Und all jene, die kein Anrecht auf Asyl haben, muss man zurückschicken. Das wird versäumt. Die einen haben Angst vor den Bildern, und die Grünen wollen eh die Gesellschaft verändern. Es gibt viele Gründe, weshalb sich diese Gesellschaft nur schwach wehrt.

Warum?

Zynisch gesagt, hängt der Wille der Gesellschaft für drastische Massnahmen immer an zwei Dingen: Wenn die Leute in ihrer Schule oder in ihrem Kindergarten von Migrantenkindern überrannt werden, werden sie unruhig. Oder wenn sie es in ihrem Portemonnaie spüren. Deshalb behauptet die Bundesregierung, dass es niemandem wegen der Migranten schlechter gehen werde. Deutschland werde sich gar nicht verändern: «Ihr werdet das gar nicht merken.»

«Die Deutschen wollen eines kaum noch sein: Deutsche.»

Aber natürlich wird es auf Dauer allen schlechter gehen, denn die Regierung kann nicht beliebig Geld drucken. Erst wenn die Krise im Portemonnaie und im gefühlten Umfeld ankommt, wird sich der gesellschaftliche Druck gegen jene richten, die uns einreden, dass wir ganz begeistert sein sollten über all diese neuen Arbeitskräfte – die Kirchen, die Gewerkschaften, ja selbst die Industrie. Diese Vertreter einer schädlichen Politik müssen Druck von den Menschen auf der Strasse bekommen.

In Ländern Ost- und Mitteleuropas gibt es einen solchen gesellschaftlichen Druck. Was haben die, was die Deutschen nicht haben?

Eine nationale Identität und ein Selbstbewusstsein, das wir nicht mehr haben. Den

Deutschen ist ununterbrochen klargemacht worden, dass sie schwere Schuld auf sich geladen haben. Viele glauben, dass sie durch die Flüchtlingspolitik ein Stück dieser Schuld abtragen. Den Ungarn, Polen oder Slowaken kann man nicht einreden, dass sie 50 000 Afrikaner aufnehmen müssen, weil sie sechs Millionen Juden umgebracht haben.

Kann es ohne nationale Identität überhaupt Integration geben? In was integriere ich mich, wenn da nichts ist?

Aydan Özoguz, die Ausländerbeauftragte der Bundesregierung, hat gesagt, dass Integration ein gegenseitiges Aufeinanderzugehen sei. Ausländer und Deutsche müssten aufeinander zugehen und sehen, wie sie miteinander auskommen. Nicht der Rechtsstaat, das Grundgesetz und unsere klaren Regeln gelten, sondern eine Art diplomatische Verhandlung. Wobei es auch sein kann, dass der Ausländer sagt: «Das ist meine Identität, und die Deutschen sollen sich gefälligst mir anpassen.» Das gibt's in Polen, Ungarn oder Tschechien nicht. Das wird sehr schwer zu beseitigen sein. Dazu sind die Schuldgefühle der Deutschen zu tief verankert. Sie glauben ständig, irgendjemandem etwas schuldig zu sein.

Gibt es überhaupt eine deutsche Leitkultur?

Natürlich gibt es eine deutsche Kultur. Aber dass überhaupt eine solche Debatte geführt wird, zeigt, dass sogar dies in diesem Land umstritten ist. Diese merkwürdige Ausländerbeauftragte hat dazu gesagt, sie könne jenseits der Sprache keine Kultur in Deutschland feststellen. Wie wollen Sie da in eine Leitkultur hineinintegrieren? Sie müssen Selbstbewusstsein haben und ausstrahlen, um Integration sinnvoll erlebbar zu machen. Bei uns geht das nicht, weil Deutsche sofort ihre eigene Identität verstecken, sich hinter Weltbürgertum zurückziehen und sagen: «Wir sind gar nicht so deutsch.» Diese ganzen Phrasen «bunt», «weltoffen», zeigen nur, das die Deutschen eines kaum noch sein wollen: Deutsche.

Sommer Geschenk: 400.- auf die besten Matratzen

Vergleichen Sie unsere Favoriten und profitieren Sie vom 400-Franken-Sommer-Geschenk:
Aktion gültig bis 15. August 2017, Grösse 90 x 200 cm, Preise in CHF.

Schlafwohl
Markenmatratzen & Bettsysteme

TEMPUR Breeze 22 Jetzt 1'290.- Statt 1'690.-	BICO KlimaLuxe Jetzt 1'599.- Statt 1'999.-	riposa SUPERNOVA LUXE Jetzt 2'050.- Statt 2'450.-	Superba Excelsior SEP Jetzt 1'675.- Statt 2'075.-
---	---	--	--

• Persönliche und unabhängige Fachberatung • Alle Matratzen zum garantiert besten Preis • Probeschlafen bei Ihnen zu Hause •
• Gratis Lieferung, Montage und Entsorgung •

Unsere Fachgeschäfte: Zürich | Bern | Basel | Baar | Chur | Mellingen | St. Gallen www.schlafwohl.ch

Lächeln im Reich des Bösen

Wie ist es in Nordkorea, einem abgeschotteten Staat, der unter der Knute eines eisernen Herrschers leidet? Notizen von einer Reise durch ein mysteriöses, aber oft erstaunlich normales Land.

Von Klaus Zaugg

Es ist keine Reise im herkömmlichen Sinne. Eher ein Staatsbesuch. Mit einer freundlicher, respektvoller Betreuung und einem Komfort, die in einem anderen Land kaum bezahlbar wären. Wir sind zu zweit. Uns ist klar, dass zehn Tage nicht genügen, um ein so geheimnisvolles Reich zu erkunden. Es heisst, Nordkorea sei ein mysteriöses Land hinter sieben Vorhängen, und der Fremde könne bestenfalls hinter den ersten Vorhang sehen.

Der Begriff «Potemkinsches Dörfer» ist uns vertraut. Um Zarin Katharina II. zu beeindrucken, hatte Feldmarschall Grigori Potemkin angeblich 1787 vor dem Besuch der Herrscherin in einem von ihm eroberten Gebiet entlang der Wegstrecke Dörfer aus bemalten Kulissen errichtet, um ein blühendes Land vorzutäuschen. Wir haben in Nordkorea in zehn Tagen über 1500 Kilometer zurückgelegt. An einer so langen Wegstrecke potemkinsche Dörfer zu bauen, wäre nicht einfach.

Ähnlichkeiten mit der Schweiz

Die offizielle Reise beginnt mit dem Flug von Peking nach Pjöngjang. Die vielen Schauergeschichten («Schrott-Airline») über die staatliche Air Koryo sind frei erfunden. Der Flug (Maschine, Komfort an Bord, Bedienung, Verpflegung, Start und Landung) unterscheidet sich kaum von einem Europa-Trip mit der Swiss. Die Einreise ist in weniger als zehn Minuten erledigt. Keine weiteren Fragen nach einem kurzen Blick in den Pass und ins Einreiseformular. Am Zoll bloss ein flüchtiger Kontrollblick in den Koffer ohne Nachfragen. Zügiger als ein Grenzübertritt in die USA oder nach Kanada. Das «Reich des Bösen» empfängt uns freundlich. Das Smartphone wird nicht eingezogen, und später wird auch die Kamera nie kontrolliert.

Zehn Tage lang fahren wir, von drei Personen begleitet, in einem Kleinbus durchs Land: neben dem Chauffeur eine Reiseleiterin und ein Reiseleiter, die Germanistik studiert haben und flüssig Deutsch sprechen. Die Streitgespräche mit ihnen über Geschichte und Sozialismus, Ideologie und Gesellschaft sind anregend.

Nordkorea ist ein wunderschönes Land, rund dreimal so gross wie die Schweiz. Zu 81 Prozent ein Berg- und Hügelland, das von tiefen und engen Tälern durchschnitten wird, aber nur ganz im Norden an der Grenze zu China bis 2000 Meter ansteigt. Diese durchaus

mit der Schweiz vergleichbare Topografie bedeutet, dass sich nur knapp ein Viertel der Fläche für intensive Landwirtschaft eignet. Die grünen Hügelzüge mahnen an ein asiatisches Emmental oder, vielleicht treffender, an das Auenland aus Tolkiens «Herr der Ringe».

Leere Autobahnen

Eine Fahrt auf der Autobahn aus Pjöngjang hinaus aufs Land ist eine Fahrt zurück in eine andere, längst vergangene Zeit. Autobahn? Die entsprechende Signalisation ist jedenfalls gleich wie bei uns. Und oft ist die Fahrbahn



Mit Soldat an der Demarkationslinie: Autor (r.) mit Freundin.

auch richtungsgetreunt. Die Bankette werden von Hunderten von Händen gepflegt. Immer wieder sind Arbeitsgruppen unterwegs, die Gras schneiden oder Unkraut auszupfen. Es ist eine sozialistische Autobahn für alle. Weitgehend leer, aber zwischendurch von allen genutzt: von Radfahrern, Ochsen gespannen, Fussgängern, Lastwagen und Autos.

Autos? Nordkorea dürfte weltweit das einzige Land ohne Individualverkehr sein. Ein Auto zu fahren, ist zwar keineswegs verboten. Aber

Es wird geschickt vermieden, dass beim Gast das Gefühl einer ständigen Kontrolle aufkommt.

ein Wagen kostet umgerechnet auf unsere Verhältnisse mehr als 400 000 Franken. Da kommt der Gedanke, ein Auto zu erwerben, so wenig auf wie bei uns der, einen Privatjet zu kaufen. Eine Besonderheit sind die bei der Ernte eingesetzten dampfenden und rauchenden Armeelaster, die wegen der Benzinknappheit mit

Holzvergaser fahren. Nordkorea: Atombomben und Holzvergaser.

Hinter dem romantischen Bild eines grünen, von Hand bebauten Landes verbirgt sich allerdings eine Tragödie. Die internationalen Sanktionen machen es der Regierung praktisch unmöglich, Devisen zu erwirtschaften, um auf dem Weltmarkt Nahrungsmittel zu kaufen. Eine Bevölkerung von etwas mehr als 25 Millionen Menschen aus dem eigenen Land zu ernähren, mahnt an den «Plan Wahlen», den Versuch der Schweiz, sich während des Zweiten Weltkrieges selbst zu versorgen.

Jeder Flecken Erde wird bebaut. Vor allem mit Mais und Reis. Aber der Mangel an Erdöl erschwert eine hochmechanisierte Agrarindustrie. Im Zentrum steht daher die Arbeit Tausender und Abertausender Menschen. Der Reiseleiter erzählt, dass gerade die «Generalmobilmachung» laufe. In dieser besonders arbeitsintensiven Zeit des Reis- und Maisanbaus gebe es siebzig Tage lang keinen einzigen arbeitsfreien Sonntag. Dazu gehöre die Regel, dass alle, die Reis essen, auch beim Reisanbau helfen müssen. Mindestens eine Woche Landdienst sei für alle obligatorisch. Weil die Landwirtschaft so arbeitsintensiv ist, haben die Bauern übers ganze Jahr nur jeden elften und nicht jeden siebten Tag frei.

Die Hauptstadt Pjöngjang ist eine der saubersten Millionenstädte, die ich gesehen habe. Sie ist mindestens auf dem Niveau von Singapur oder Tokio. Auf den Reisenden wirkt Pjöngjang wegen des extremen Gegensatzes zum rückständigen Landleben wie eine Raumstation. Es gibt keinen allmählichen Übergang von der offenen Landschaft zur Grossstadt. Unvermittelt taucht die Skyline auf.

Tafeln wie die Könige

In einer westlichen Gesellschaft würde eine Landflucht einsetzen. Was hier offensichtlich nicht der Fall ist. Auf den Einfallstrassen gibt es mehrere Kontrollposten der Armee. In die Stadt kommt nur, wer einen Passierschein hat. Schweizer Stadtregierungen würden ob den Zuständen in Nordkoreas Hauptstadt auf den Tischen tanzen. Keine Pendler mit Privatautos. Das Fahrrad ist das wichtigste individuelle Verkehrsmittel, dazu kommen Busse und Tram und eine U-Bahn.

Emsige Geschäftigkeit, aber keine Hektik. Fleissige Hände unterhalten jede Grünfläche,



Mit der Schweiz vergleichbare Topografie: begleitete Bergwanderung am Mount Kumgang an der Grenze zu Südkorea.



So sauber wie Disneyland: Fünf-Sterne-Luxushotel «Hyangsan».



«Wir beugen uns nicht»: Mansudae-Monument in Pjöngjang.

und Abfall liegt so wenig herum wie in Disneyland. Und nachts wird Energie gespart: Dunkelheit liegt über der Stadt. Die wenigen Restaurants schliessen spätestens um halb zehn. Es rockt nicht in Pjöngjang. Verlässlich brennt nur das Licht auf dem über hundert Meter hohen Turm der Ideologie.

Und die Hotels? Gut bis sehr gut. Niemand weiss, wie viele westliche Touristen pro Jahr nach Nordkorea reisen. Es sind wahrscheinlich nicht viel mehr als tausend. Angeblich gehören

die Schweizer zu den häufigsten, aber es dürften kaum hundert pro Jahr sein. Bei diesem bescheidenen Tourismus stehen die «Westhotels» praktisch leer, und der Gast kommt sich vor wie in einer Filmkulisse. Ganz besonders beim Fünf-Sterne-Luxushotel «Hyangsan», einem der exklusivsten Bauwerke in Nordkorea.

Nach einer über zweistündigen Fahrt von Pjöngjang nach Norden über die wellige Autobahn und eine Staubstrasse erhebt sich auf einmal in der wunderschönen Landschaft

des Myohyang-Gebirges ein nigelnagelneuer Hotelpalast. Wir sind die einzigen Gäste. Die Réception ist vollständig besetzt, als herrsche Hochbetrieb. Die Hoteldiener in Fantasieuniformen stehen parat, die Bar hat geöffnet, der Shop und das Restaurant auch. Aber es gibt nur uns zwei als Gäste. Als seien wir im Hotel «Overlook» im Film «Shining» abgestiegen.

Wir essen im grossen Speisesaal unter Kronleuchtern, und die freundliche Bedienung ist nur für uns da. So wird es einst gewesen sein,



Atombomben und Holzvergaser: Autobahn im Landesinnern.



Nahe am Herzen: Kriegsmuseum in Pjöngjang.

wenn die Königin und der König gefaltet haben. Und einst dürften die Royals etwa gleich viel Abstand von ihren Untertanen, vom einfachen Volk, gehabt haben wie wir von den «gewöhnlichen» Koreanerinnen und Koreanern. Es gibt zwar kein offizielles Kontaktverbot, und überhaupt wird geschickt vermieden, dass beim Gast das Gefühl einer ständigen Kontrolle aufkommt. Nur beim Fotografieren gibt es klare Anweisungen. Es ist nicht erlaubt, Leute bei der Arbeit abzubilden.

Die Menschen, die uns begegnen, sind keineswegs feindselig. Sie sind, ohne Worte, freundlich und sehen die wenigen Touristen wohl als exotische Kuriosität ohne Bedeutung für ihren Alltag. Es wäre möglich gewesen, die Hotels zu verlassen und vielleicht sogar unbeobachtet einen Spaziergang zu unternehmen. Aber wer mag, der Landessprache und des Ortes unkundig, in einem fremden Land am Abend aus dem Hotel heraus in die dunkle Nacht hinausspazieren?

Sehnsuchtsziel Wiedervereinigung

Ein wichtiger Teil einer offiziellen Reise sind Museen. Eine amüsante und eine verstörende Erfahrung. Amüsant: Im grandiosen Museum der Freundschaft können sämtliche Geschenke besichtigt werden, die koreanische Führer je erhalten haben. Der gewaltige Bau, grösser als unser Landesmuseum, steht am Fusse der Myohyang-Berge. Ein Holzthron aus Nigeria, eine gepanzerte Limousine (ein Geschenk von Stalin an Staatsgründer Kim Il Sung), Fernseh- und Radioapparate aus den 1950er Jahren, Bürostühle, Bärenfelle, Jagdwaffen, Uhren, Computer und Fernrohre – alles ist hier ausgestellt.

Besonders interessant sind Empfehlungsschreiben, meist von Firmen. In der Abteilung für Präsente aus der Schweiz fällt, gross und schön eingerahmt, ein in deutscher Sprache abgefasstes Huldigungsschreiben des Uhrenherstellers Omega an den Staatspräsidenten auf. So schmeichlerisch und wohlwollend dürften die Omega-Manager nicht einmal un-

seren Bundesräten schreiben («hochwohlverehrter Herr Präsident»). Das Regime wird wohl einmal auf helvetischen Luxusuhren ablesen können, dass seine Zeit abläuft.

Das Geschenkmuseum mag erheiternd sein. Das Kriegsmuseum ist hingegen verstörend. Der grausame Koreakrieg, in der Erinnerung des Landes der «vaterländische Befreiungskrieg», wurde 1953 durch einen Waffenstillstand und nicht mit einem Friedensvertrag beendet. Die Nordkoreaner können sich von diesem Trauma nach wie vor nicht lösen. Die Kriegsbedrohung wird im Alltag als real empfunden und durch die internationalen Sanktionen anscheinend bestätigt.

Der Befreiungskampf ist nicht beendet, die Demarkationslinie am 38. Breitengrad wird als Grenze nicht akzeptiert und auf den in Nordkorea verkauften Karten nicht eingezeichnet. Das grosse Sehnsuchtsziel ist die Vereinigung des Vaterlandes durch eine Vertreibung der US-Imperialisten von der koreanischen Halbinsel. Das Argument, nur eine atomare Bewaffnung bewahre die Unabhängigkeit, ist für die Nordkoreaner keineswegs absurd und wird mit dem Hinweis bekräftigt, die Amerikaner hätten den Irak nicht zerstört, wenn Saddam Hussein im Besitze der Atomwaffe gewesen wäre.

Für diese Force de Frappe erduldet das nordkoreanische Volk enorme Entbehrungen. Immer wieder fällt von unseren Begleitern der Satz: «Wir beugen uns nicht.» Das Regime hat sich intensiv mit dem Zusammenbruch des Sozialismus in der Sowjetunion beschäftigt und ist zum Schluss gekommen, auch eine Vernachlässigung der Ideologie habe den Untergang herbeigeführt. Daher ist nicht Reform, sondern Straffung das Programm.

Eine praktische Auswirkung ist die völlige Abschottung des Landes. Ausländische TV- und Radio-Programme sind nur in den Touristenhotels und dort nur in den für die Gäste reservierten Zimmern zu empfangen. Ausländische Zeitschriften und Zeitungen gibt es nicht, die Einfuhr von ausländischen DVDs,

Büchern oder Zeitschriften ist eine schwere Straftat, die mit Deportation ohne Wiederkehr geahndet werden kann.

Einheitsfrisur aus Verbundenheit

Das Internet heisst Intranet. Es funktioniert nur innerhalb des Landes. Smartphones sind in den Städten weit verbreitet, aber Verbindungen ins Ausland sind nicht möglich. Die Verbundenheit zwischen Führung und Volk wird mit dem Parteiabzeichen demonstriert. Jeder – wirklich jeder – trägt ein Abzeichen mit dem Porträt des gegenwärtigen und des früheren Führers, und zwar möglichst nahe am Herzen. Abgelegt wird das Abzeichen nur bei einer Arbeit, die es beschmutzen könnte. Enganliegende Shirts, Blusen oder enge Hosen sind nicht erlaubt, zu kurze Röcke und lange Haare sowieso nicht und T-Shirts mit westlichen Aufdrucken erst recht nicht. Sittenwächter notieren die Namen allfälliger Sünder, die ernsthaft abgemahnt werden. Als Strafe droht eine Versetzung aufs Land.

Es fällt auf, dass die Männer praktisch Einheitsfrisuren tragen, geschnitten wie die von Staatschef Kim Jong Un. Mein Gesprächspartner sagt, das geschehe aus Verbundenheit mit ihm. Sein Entsetzen über meine frivole Entgegnung, Gott sei Dank habe der Chef keine Glatze, dürfte immer noch anhalten.

Am Ende dieser Reise ist allerdings mein eigenes Entsetzen noch grösser. Bei der Ausreise führt ein kurzer Blick in den Pass zu Aufregung und herbeieilenden Offizieren. Das Visum ist am zweiten Tag nach der Einreise abgelaufen. Ein Irrtum des Reisebüros, wie sich später zeigen wird. Acht Tage lang waren wir also illegal in Nordkorea. Mit einem US-Journalisten-Visum im Pass. Wir werden festgehalten. Das Flugzeug nach Peking wartet. Strenge Blicke. Der Fall Warmbier ist uns in bester Erinnerung. Kalter Schweissausbruch. Da taucht unser Reiseleiter wie durch Zauberhand wieder auf. Ein paar freundliche Worte. Der Spuk löst sich auf. Das Reich des Bösen ist auch beim Abschied freundlich mit uns. ○

Warum geht es der SPD so schlecht?

Von Thilo Sarrazin — Der Erfolg der Sozialdemokraten war mit vier grossen Versprechen verbunden. Bei allen Punkten hat die Partei ihre Markenstärke verloren.



Acht Wochen vor der Bundestagswahl schwanken die Umfragewerte der SPD zwischen 22 und 25 %. In den Augenwinkeln des Kanzlerkandidaten Martin Schulz sieht man die Panik sitzen. Die beiden vorhergehenden Spitzenkandidaten Steinmeier und Steinbrück hatten es 2009 beziehungsweise 2013 auf 23 respektive 25,9 % gebracht.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass Martin Schulz das schlechteste Wahlergebnis für die SPD seit November 1932 erzielt, damals war die SPD auf 20,4 % gekommen. 16,9 % hatten damals die KPD gewählt, so kamen die beiden linken Parteien kurz vor dem Ende der Weimarer Republik zusammen auf 37 %. Aus dieser Zeit rührt das Trauma von der Spaltung der Linken.

In Westdeutschland gelang es der SPD zunächst, grössere Konkurrenz links von ihr zu verhindern. Sie bezahlte das mit starken Spannungen innerhalb der Partei. Anfang der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts begann der Aufstieg der Grünen, mit der Einheit kam die Linke. In den Umfragen liegen beide Parteien jetzt bei 8 bis 9 %, Das bedeutet für das linke Spektrum ein Gesamtergebnis von 39 bis 42 %. Selbst wenn die drei Parteien sich koalitionsfähig miteinander vertragen könnten, ist dies doch weit entfernt von einer realistischen Machtoption.

Es war ein schwerer Fehler von Martin Schulz, zunächst mit genau dieser Machtoption gespielt zu haben – wohl weil sie die einzige ist, die den Kanzlerkandidaten auch zum Kanzler machen könnte. Nur bei drei Bundestagswahlen – 1998, 2002 und 2005 – ergab sich für die drei linken Parteien eine rechnerische Mehrheit, sonst niemals in der gesamten Nachkriegszeit.

Willy Brandt und Helmut Schmidt konnten nur regieren dank einer liberalen FDP, die sich für wenige Jahre, im Wesentlichen aus Gründen der Aussenpolitik, nach links öffnete. Der Kampf der SPD um die bürgerlichen Wähler in der Mitte führte zum Aufstieg zunächst der Grünen und dann der Linken. Die FDP ist aber noch nicht wieder im Bundestag etabliert. Auch für eine Koalition mit ihr ist die SPD schlicht nicht mehr gross genug. So bleiben als realistische Alternativen nur der Gang in die Opposition oder

ein Weitermachen als Juniorpartner in einer Unionsregierung unter Angela Merkel, die bald länger regiert haben wird als Konrad Adenauer.

Aufstieg und Erfolge der SPD waren in den 150 Jahren ihrer Geschichte mit vier grossen Versprechen verbunden. Bei allen vier hat sie ihre Markenstärke verloren:

Das materielle Versprechen — Die sozialistischen Ideen entstanden parallel zu Industrialisierung und Kapitalismus. Aufgabe der Sozialisten war es, den kleinen Leuten, insbesondere den Arbeitern, einen gerechten und



Weder Frage noch Antwort: Kandidat Schulz.

möglichst grossen Anteil am wachsenden Kuchen zu sichern.

Das Sicherheitsversprechen — Der Besitzlose, der vom Angebot seiner Arbeitskraft leben muss, bedarf des besonderen staatlichen Schutzes, insbesondere wenn er keine Arbeit findet oder seine Arbeitskraft durch Alter und Gesundheit beeinträchtigt ist. Darum wurde die SPD zur moralischen Mutter des Sozialstaats.

Das Identitätsversprechen — Die sozialistische Idee gab dem Arbeiter Stolz und ein Gefühl der Zugehörigkeit. Eigene Zeitungen und ein reges Vereinsleben gaben Heimat weit über das Politische hinaus.

Das idealistische Versprechen — Der Sozialismus versprach auch moralisch eine bessere Welt: Aufstieg durch Bildung sollte an die Stelle

der Privilegien von Geburt und Besitz treten. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen sollte verschwinden. Gerechtigkeit sollte Gleichheit an die Stelle von Ungleichheit setzen. Der Starke sollte gezügelt, der Schwache gefördert werden. Unwissen, Kriege, Armut, Hunger und Not sollten Relikte von gestern werden.

Von Anfang an – bis heute – kämpften in der SPD die pragmatischen Reformer und Revisionisten mit marxistischen Ideologen und fundamentalistischen Weltverbesserern. Gemeinsam und gegeneinander errangen sie einen nahezu totalen Sieg über die Gesellschaft: Die Weltverbesserer und marxistischen Ideologen gründeten mit den Grünen und der Linken jeweils ihre eigene Parteien. Die Revisionisten und Reformer aber begnügten sich nicht mit der SPD. Sie beherrschen heute die CDU/CSU und grösstenteils auch die FDP.

Vergessene Hülle

Konservatives bürgerliches Denken hat seinen Raum und Resonanzboden weitgehend verloren. Der Sozialismus ist heute quasi überall. Seine historische Larve, die SPD, droht als vergessene Hülle am Wegesrand der Politik zu verdorren.

Die SPD müsste sich quasi neu erfinden, um eine Zukunft als grosse Partei zu haben. Dazu braucht sie neue Ideen, frischen Geist und eine charismatische Führung, die beides vermittelt und in Tatkraft umsetzt. Das Problem mit Martin Schulz ist: Man kann ihn sich gut vorstellen als Sozialarbeiter in Würselen oder Leiter der dortigen Volkshochschule, als Ideengeber und Wegweiser in eine ungewisse Zukunft dagegen eher nicht.

Die Frage stellt sich: Was würden Karl Marx, Friedrich Engels oder Ferdinand Lassalle heute denken oder fordern, wenn sie als junge Männer in die Gegenwart träten? Ich weiss es nicht, und Martin Schulz weiss es leider offenbar auch nicht. Die alte sozialistische Agenda hat durch erfolgreiche Umsetzung ihre weitgehende Erledigung gefunden. Da müssen wir viel pflegen und bewahren, eine Aufgabe für solide politische Handwerker.

Aber die zentrale Kernfrage der Gegenwart ist für mich, wie wir das westliche Lebensmodell gegen Unwissenheit, Atavismus und Fanatismus und den Ansturm eines neuen religiösen Mittelalters bewahren können. Dazu vermisste ich eine Antwort von Martin Schulz, er formuliert ja nicht einmal die Frage. Der Blick des Sozialarbeiters auf die Welt ist notwendig, aber als politisches Konzept, das überzeugen und mitreissen soll, ist er nicht ausreichend. Wenn der Wähler den Eindruck hat, dass seine Wünsche und Besorgnisse bei Angela Merkel oder Horst Seehofer genauso gut oder schlecht aufgehoben sind, hat er keinen Anreiz, Martin Schulz zu wählen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Eine amerikanische Seifenoper

Von Hansrudolf Kamer — Amerika reibt sich an Donald Trump. Doch die Skandalitis funktioniert auch als Blitzableiter. Unter Trump verändert sich mehr, als man auf den ersten Blick sieht.



Auch Amerika hat seine Saure-Gurken-Zeit. Dass das Sommerloch in der Ära Trump mit mehr als üblichem Allerlei gefüllt wird, liegt an der Natur der präsidentalen Persönlichkeit

und deren Verhältnis zu den Medien. Immer wieder erreicht das Abenteuer Trump einen kritischen Punkt. Dann ist er plötzlich weg.

Chaos im Weissen Haus, Scheitern der Gesundheitsreform, Russland-Affäre – die Stichworte jagen einander, und die Medien reagieren sich täglich am Unruhestifter ab. Doch der ist mit den normalen Standards der Beurteilung kaum zu fassen.

Donald Trump ist, man vergisst es leicht, weder Republikaner noch Demokrat. Er hat die Wahlen gegen beide etablierten Parteien gewonnen, gegen die Medien und Think-Tanks, gegen milliardenschwere Geldgeber seiner Gegner. Er ist sui generis, ein Houdini, ein glitschiger Entfesselungskünstler, der mit allen und allem spielt, ein Stimmungsaktivist, der schnell versteht, was irgendwo brodelt und andern verborgen bleibt. Seine Tweets von gestern behindern ihn selten.

Inzwischen tauchen seine Zustimmungsraten in Niederungen, wie sie nur wenige seiner Vorgänger erreichten. Nur jene des Kongresses und der Medien sind noch schlechter. Wenn die Demokraten daraus Hoffnung schöpfen, könnten sie aber enttäuscht werden, denn diese Beliebtheitsorakel messen gegen ein theoretisches Ideal. In der Realität stellen sich die Fragen: Verglichen mit wem, verglichen mit was? Trump war immer unpopulär und wurde trotzdem gewählt. Das Scheitern der Gesundheitsreform im Kongress schadet Trump weniger als den Republikanern, die seit Jahren damit auf Stimmfang gingen.

Auch für die Steuerreform verdüstert sich der Horizont. Sie wäre überfällig, doch die Republikaner haben verlernt, vernünftige Kompromisse zu schliessen. So wird es wohl nicht einmal gelingen, Steuern zu senken und Schlupflöcher zu stopfen, die vor allem den Demokraten und ihren grünen Energieunternehmen zugutekommen – Letzteres eine politisch-taktische Notwendigkeit.

Die Russland-Affäre mäandriert weiter, und konkrete kriminelle Verfehlungen sind nicht erkennbar. Das ist für den Gang der Dinge auch

nicht notwendig; etwas Verwertbares wird sich finden. Der Sonderermittler Robert Mueller hat vor einiger Zeit eine sogenannte Grand Jury berufen, die nach dem Vorbild von Watergate und Iran-Contra gesetzliche Vorladungen erlassen, Zeugen unter Eid befragen und Anklage erheben kann. Etwas braut sich zusammen – doch wird es ein Trauerspiel, gibt es ein Happy End, oder degeneriert alles zur Farce?

Augiasstall

Chaos im Weissen Haus: Der neue Kommunikationsdirektor, Anthony «Mooch» Scaramucci, ein Hedge-Fund-Manager mit losem Mundwerk, war gerade zehn Tage im Amt, bevor er gefeuert wurde. Der erfolglose Stabschef im Weissen Haus, Reince Priebus, warf den Bettel hin, wie auch der Pressesprecher Sean Spicer. Beide sind Exponenten des republikanischen Establishments.

Mit seinen Tweets, auf die Journalisten immer noch abfahren, hatte Trump den Justizminister Jeff Sessions angegriffen. Doch dieser kluge Mann trat nicht zurück. Inzwischen empfängt er wieder höchstes Lob von oben. Und im Weissen Haus regiert nun General John Kelly, ein Marineinfanterist, Veteran der Kämpfe in der Anbar-Provinz im Irak, der mit arabischen Stammesführern Tee trinken konnte.

Die Russland-Affäre und Trumps Freibeuterei hatten auch die Folge, dass sich beide Parteien für einmal einigten und mit 98 gegen 2 Stimmen im Senat die Ausweitung der Sanktionen gegen Russland beschlossen. Trump verzichtete kleinlaut auf ein Veto ohne Aussicht auf Erfolg.

Trotz allem Tohuwabohu, trotz oder wegen Trump, gibt es in der realen Welt Veränderungen und Fortschritte. Die illegale Einwanderung geht zurück. Im Justizwesen werden konservative Richter berufen. Überflüssige Umweltregulierungen werden aufgehoben, auch solche im Finanzsektor. Im maroden Erziehungswesen werden neue Saiten aufgezogen. Sperrgebiete für Erdölexplorationen in der Arktis werden aufgehoben. Pipelines erhalten grünes Licht. Das Wirtschaftswachstum zieht an.

Der administrative Staatsmoloch, Obamas Leitstern, wird zurückgedrängt. Ben Carson, Trumps Rivale im Primärwahlkampf und heutiger Wohnbauminister, erklärte in einem Interview, er sei froh, dass Trump alle Aufmerksamkeit auf sich ziehe. So könne man seine Sachen in aller Stille erledigen.

Von wirklichen Krisen ist Trump bisher verschont geblieben. Bei seinen «Aufräumarbeiten» trifft er auf kumulierte Fehler seiner Vorgänger – etwa in der Politik gegenüber Nordkorea und Russland, aber auch im Erziehungswesen, bei der Gesundheitsreform und in der Steuerpolitik.

Der Augiasstall ist gross, und ein Herkules ist Trump nicht. Bei einem Auftritt vor rauen Anhängern im bergigen West Virginia stiess Trump aber zum Kern der Sache vor: «I'm bringing you guys back!» Nicht nur Trumpisten hoffen, dass wenigstens das gelingt.



Entfesselungskünstler: Präsident Trump.



Brief aus ...

... dem Baltikum

Bei der Tankstelle an der polnischen Grenze nach Litauen steigen wir aus für einen Kaffee. Die Verkaufsstelle erscheint abgenutzt und düster. Die Verkäuferinnen dagegen sind heiter und sprechen Englisch. Auf solche Kontraste zwischen den Einrichtungen und den Menschen stösst man in Litauen und Lettland oft. Estland bereisen wir nicht.

Das Baltikum gehörte zur Sowjetunion und wurde von den Russen als Untertanenland gehalten. Viele Spuren aus dieser Zeit sind noch zu sehen und werden von den Einheimischen mit sarkastischer Sachlichkeit ohne Jammerton erläutert. Alle sind von Verlusten und angespannten Lebensbedingungen herausgefordert und machen das Beste daraus. Bescheidene Holzhäuser wechseln sich mit Brachen voller Kornblumen und Mohn, mit Wäldern und Seen sowie mit Monokulturen ab. Die baltischen Kornkammern wurden von den Sowjets in Kolchosen umgewandelt. Die Polen dagegen konnten dies verhindern, weil sie bereits eine egalitäre Landreform hinter sich hatten. Nach der Wende ging es dann im Baltikum oft unfair zu. Von der seinerzeitigen Verstaatlichung fehlten die Inventare, und wer nun vorne stand, kam preiswert zu Ländereien.

Halbwegs heidnisch

Die Litauer und Letten sind – anders als die Esten – echte Balten. Ihre Sprachen sind nahe verwandt, die beiden Länder sind von ähnlicher Grösse und auch wirtschaftlich vergleichbar. Beide sträubten sich lange gegen die Christianisierung und wurden schliesslich vom Schwertbrüderorden beziehungsweise vom Deutschen Orden bekehrt. Ihrer heidnischen Wurzeln schämen sie sich nicht. Freimütig gesteht eine Lettin, ihre protestantische Mehrheitskonfession sei halbwegs heidnisch. Und im katholischen Litauen werden uns die beliebtesten Vornamen aufgezählt. Sie entstammen nicht der Bibel, sondern sind Baum- und Tierbezeichnungen. Heidnische Mythen sind populär.

Aber es gibt Unterschiede. Litauen blickt auf eine tausendjährige Geschichte zurück und war einst das flächenreichste Staatswesen Europas. Die Letten hatten bis zum Ende des Ersten Weltkrieges keinen eigenen Staat. Weil ihre Sprachen – die anderen fünf baltischen Sprachen sind ausgestorben – zu den ältesten der Welt gehören, hüten die Litauer die ihrige durch eine staatliche Aufsichtskommission. Die Letten gehen mit der Sprache pragmatischer um und lassen invasive Ausdrücke zu. Das hängt wohl mit ihrem Welthandel zusammen. Riga trat im 13. Jahrhundert der Hanse bei. Die Litauer ihrerseits verstanden sich als Agrarland, auch wenn Fischerei und Landwirtschaft heute bloss noch 3 Prozent zum Bruttosozialprodukt beitragen. In neuerer Zeit doch noch zum Hafen Klaipėda, deutsch Memel, an der kurischen Nehrung gekommen, waren sie froh um das Know-how der Russen in Sachen Seefahrt.



Spuren der Zeit: lettische Hauptstadt Riga.

Die 5 Prozent Russen sind hier weitgehend eingebürgert und sprechen Litauisch. Russisch ist oft bloss noch ihr Name.

Die Letten tun sich mit den Russen schwerer. Diese machen ein Drittel der Bevölkerung aus und sind weniger integriert. Übergriffe Moskaus sind eine Schreckensvision. Lettland war für die Sowjets strategisch wichtig gewesen und stärker russifiziert worden. Indessen haben auch die Letten nach der Wende Fehler gemacht. Sie verweigerten den Russen die Einbürgerung, so dass diese nun visumfrei nach Russland fahren und sich dort stärker gebunden fühlen.

An einem Volksfest in Klaipėda erzählt uns eine Englisch- und Musiklehrerin, mit neunzehn Wochenlektionen verdiene sie monatlich 560 Euro, die Wohnung koste 140 Euro, ohne Nebenjob komme sie einfach nicht durch. Das gilt für Rentner erst recht, so auch für unsere rüstige Fremdenführerin von 75 Jahren. Trotz allem scheinen die sympathischen Bewohner unserer Reiseziele in Richtung Wohlstand allmählich voranzukommen. *Peter Ruch*

Menschenrechte

Konkrete Utopie

Zum Rücktritt Carla Del Pontes aus der Syrien-Untersuchungskommission der Uno.

Als Uno-Chefanklägerin habe ich immer gespürt, dass die Politik wichtiger ist als die Justiz», sagte Carla Del Ponte im Dezember 2011 in einem *Zeit*-Interview. Sie bezog sich dabei auf ihre Erfahrungen als Uno-Chefermittlerin der Kriegsverbrechen in Ruanda und der Balkankriege während der 1990er Jahre.

2003 war sie vor allem auf Druck der US-Regierung ihres Mandats enthoben worden, weil sie Konsequenzen verlangte aus Beweisen, laut denen sich auch Tutsis – die unter der Obhut der USA stehenden neuen Machthaber – Kriegsverbrechen schuldig gemacht hatten. Während ihrer acht Jahre als Chefanklägerin beim Uno-Kriegsverbrechertribunal zu den Kriegen im ehemaligen Jugoslawien (1999 bis 2007) durfte sie trotz eindeutiger Beweise die Kriegsverbrecher Radovan Karadzic und Ratko Mladic nicht einmal verhaften; zu sehr fürchteten die Mitglieder des Uno-Sicherheitsrates, die Gerichtsverhandlungen würden eigene Mitverantwortlichkeit in der Uno-Schutzzone Srebrenica deutlich machen.

Für eine Staatsanwältin, wie es Carla Del Ponte zuerst im Tessin war, ist dies schwer zu ertragen. Denn hat ein Staatsanwalt genügend Beweise, dann wird der Verbrecher vom zuständigen Gericht verurteilt. Da muss die Anwältin nicht einmal eine von der «Gerechtigkeit Besessene» sein, wie Del Ponte sich versteht. Doch die Welt ist noch immer kein Rechtsstaat. Transnationale Rechtsstaatlichkeit bleibt eine konkrete Utopie. Selbst der Internationale Strafgerichtshof (ICC) in Den Haag wird von drei der fünf ständigen Mitglieder des Uno-Sicherheitsrates noch immer nicht anerkannt. Für China, Russland und die USA gilt die eigene Macht mehr als jegliche Gerechtigkeit.

Das alles wusste Carla Del Ponte im Herbst 2012. Trotzdem liess sie sich damals wieder in ein Uno-Gremium zur Aufklärung von Unrecht wählen. Diesmal ging es um die Kriegsverbrechen in Syrien. Dutzende von Berichten sind seither verfasst, schwerste Verbrechen wider die Menschlichkeit von allen Seiten konnten belegt werden. «So schlimme Verbrechen, wie in Syrien begangen wurden, habe ich weder in Ruanda noch auf dem Balkan gesehen», sagt Del Ponte. Doch der dafür allein zuständige Uno-Sicherheitsrat will der Aufklärung keinerlei Strafverfahren folgen lassen. «Der Uno-Sicherheitsrat will Syrien keine Gerechtigkeit zukommen lassen», so Del Ponte. Ein «Skandal», der ihr eigentlich schon vor fünf Jahren hätte bewusst sein müssen. *Andreas Gross*



«Ich habe doch nichts anderes zu tun»: Prinzessin Diana in Highgrove, 1986.



Ikone der Woche

Königin der Quoten

Von Beatrice Schlag

Die Royals taten hinter den Kulissen alles, um die Ausstrahlung von «Diana: In Her Own Words» zu verhindern. Verständlich, denn sie sehen darin nicht gut aus. Aber ihr Protest, getarnt als postume Sorge um Dianas Privatsphäre, prallte an den TV-Verantwortlichen ab. Am vergangenen Sonntag strahlte der britische Sender Channel 4 die neunzigminütige Dokumentation aus. Allein in Grossbritannien betrug die Zuschauerzahl rasante 4,1 Millionen. Versprochen waren bisher weitgehend unveröffentlichte Aufnahmen, in denen die Princess of Wales ihrem Sprachcoach das Herz ausschüttete über den seit Jahren fremdgehenden Thronfolger, das Desinteresse der Queen (oder «top lady», wie Diana sie nannte) an ihrer serbelnden Ehe, ihre Bulimie und ihre Angst, nach der Trennung von Charles vom Hof ausgegrenzt zu werden. Das zu verhindern, war der Sprachcoach und Schauspieler Peter Settelen 1992 von ihr angeheuert worden. Diana wollte bei öffentlichen Auftritten nicht länger nur lächeln und mit piepsiger Stimme Red und Antwort stehen. Die damals schon von ihren Landsleuten zum beliebtesten Mitglied des Königshauses gekürte Prinzessin wollte als Alleinstehende ein noch souveränerer Weltstar werden. Was ihr bekanntlich gelang.

Die Privataufnahmen mit Settelen sind in der Tat sehenswert. Denn sie zeigen neben Dianas sichtlicher Verzweiflung darüber, eine beiseitegeschobene Ehefrau zu sein, auch sehr vergnüglich, wie gezielt sie ihren koketten Augenaufschlag von schräg unten einsetzt, der keinen Mann kaltlässt. Und ihren umwerfenden Humor. Als Settelen sie fragt, warum ihre immer umfangreichere Wohltätigkeitsarbeit für sie so wichtig sei, blickt sie todernst in die Kamera und sagt: «Ich hab doch nichts anderes zu tun.» Dann lacht sie los wie ein Teenager. Leider sind die knapp zehn Minuten Filmmaterial mit Settelen nur Winz-Episoden in einer Anhäufung von bekannten Archivaufnahmen, kommentiert von pompösen Sprechern, untermalt von schwülstiger Musik und von mehr Werbung unterbrochen als die Übertragung des Superbowls. Abschalten kann man trotzdem nicht. Natürlich hat die Diana-Besessenheit, mit der britische Medien schon seit Monaten den bevorstehenden zwanzigsten Todestag der Prinzessin am 31. August beackern, mit Auflagen und Quoten zu tun. Aber dass die Rechnung aufgeht, erzählt auch etwas anderes: Die Prinzessin mochte kompliziert, launisch und gelegentlich berechnend gewesen sein. Aber als Fake wie die heutigen Klatschidole erlebte sie keiner.

Der erste Punk

Als Charles Baudelaire 1857 «Les Fleurs du Mal» veröffentlichte, wurde er wegen «Aufreizung der Sinne» verurteilt. Mittlerweile gilt der vor 150 Jahren verstorbene Dichter als Begründer der modernen Lyrik. Von Dominik Imseng

Sein Tod wird nur wenige betrüben», meinte der Pfarrer, als man Edgar Allan Poe begrub. Für den Mann, der die Werke des trunksüchtigen Amerikaners ins Französische übersetzte, sollte achtzehn Jahre später dasselbe gelten: Charles Baudelaire starb 1867 als Urbild des *poète maudit* – des verfluchten Dichters – an den Folgen einer Syphilis, nachdem er sich jahrzehntelang in Elendsquartieren vor Gläubigern versteckt hatte.

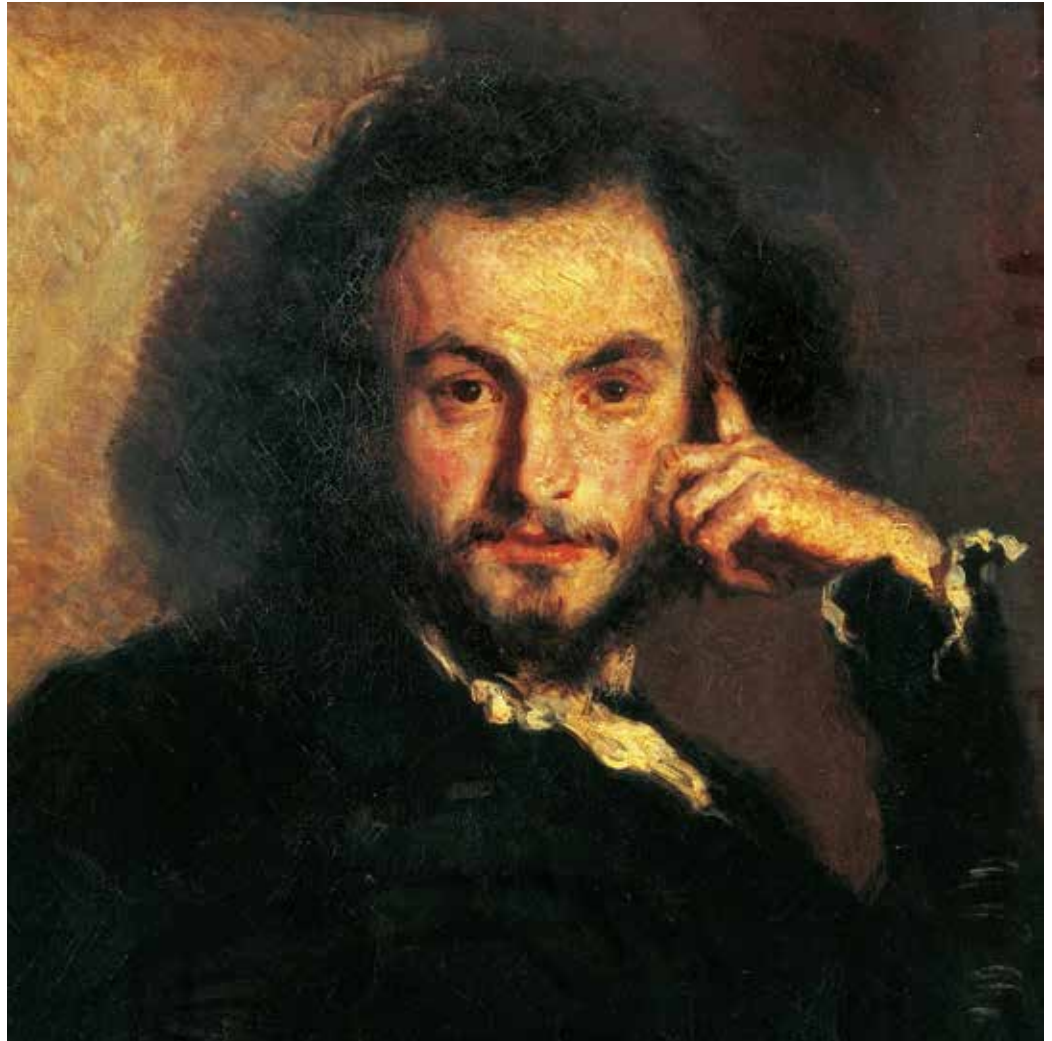
Der Grund für Baudelaires Ächtung war der Skandal, den sein 1857 erschienener Gedichtband «Les Fleurs du Mal» verursachte. «Abscheuliches steht darin neben Gemeinem, Widerliches neben Pestilenzialischem», urteilte der Kritiker des *Figaro*. «Dieses Buch gleicht einem Siechenhaus, das allen Wahnideen des Geistes und allen Fäulnissen des Herzens offensteht.»

Drei Wochen später wurden der Dichter und sein Verleger angeklagt, die religiöse Moral verletzt zu haben. Das Urteil der sechsten Kammer des Pariser Korrekionalgerichts, vor dem sich schon Gustave Flaubert für seine ehebrecherische Madame Bovary verantworten musste, lautete wie folgt: Sechs der hundert «Fleurs du Mal» seien wegen «Verletzung des Schamgefühls und Aufreizung der Sinne» zu streichen, und der Verfasser habe eine Busse von 300 Francs zu bezahlen.

Doch schwamm Baudelaire nicht erst seit seiner Verurteilung durch ein Gericht, auf dessen Bänken sonst Zuhälter sassen, «in der Ehrlosigkeit wie ein Fisch im Wasser» (so der Dichter in einem Brief). Der Stiefsohn eines französischen Generals war schon als Halbwüchsiger ein berühmter Libertin, den man an den verrufensten Orten von Paris antraf und dessen grösster Genuss darin bestand, seine Zeitgenossen zu schockieren.

Mal färbte er sich – als erster Punk – die Haare grün, mal rasierte er sich den Schädel, und wenn es auch bestimmt kein braver Bürger überhören konnte, gab Baudelaire mit unbewegter Miene Skandalöses von sich: «Die Gehirne von Kleinkindern», soll er gesagt haben, «schmecken wie frische Nüsse.» Und für sein verspätetes Erscheinen zu einer Einladung entschuldigte er sich angeblich mit den Worten: «Ich musste erst noch mit meiner Mutter schlafen.»

Im Jahr 1842 wurde Baudelaire volljährig und verlangte seinen Anteil am väterlichen Erbe in der Höhe von 100 000 Goldfrancs. Nachdem er innerhalb weniger Monate fast



Leben eines Dandys: Dichter Baudelaire.

die Hälfte dieser beträchtlichen Summe für Antiquitäten verschleudert hatte, wurde er unter die Vormundschaft eines Notars gestellt, der ihm fortan nur noch 200 Francs im Monat überwies. Ein Betrag, von dem man damals durchaus leben konnte. Es sei denn, man war

«Die Gehirne von Kleinkindern», soll er gesagt haben, «schmecken wie frische Nüsse.»

– wie Baudelaire – haschisch- und opiumsüchtig und führte das Leben eines Dandys, dessen exquisite Garderobe legendär war.

Dann, nach einem Diner mit Freunden, eine schicksalhafte Begegnung: Als Baudelaire ein drittklassiges Theaterstück besucht, entdeckt er eine Mulattin auf der Bühne, in einer Rolle von kaum zehn Zeilen Länge, dafür mit Augen

«gross wie Suppenschüsseln» und Unmengen von krausem, schwarzem Haar, dessen Geruch von «Ambra, Kokosöl und Teer» der Dichter beinahe zwanzig Jahre lang besingen wird.

Zerrissenheit der Welterfahrung

Mit dieser Dirne aus Santo Domingo – Jeanne Duval, der «schwarzen Venus» und Muse so vieler seiner Gedichte – zeigt sich Baudelaire fortan in allen Cafés, während das Gerücht umgeht, dass er vor Freunden aus einer Prachthandschrift Gedichte vortrage. Gedichte, die von einer an Magie grenzenden Sprachbeherrschung zeugten und deren Themen radikal unklassisch seien: Der Moloch Paris mit seinen Asphaltwüsten und anonymen Menschenmassen werde in ihnen besungen, die «künstlichen Paradiese» des Drogenrausches, die fleischliche Liebe zwischen Frauen. Ja, mehr noch, schlimmer noch: Baudelaire, so wird

geflüstert, knie am Altar einer neuen Schönheit des Künstlichen, des Ungesund-Bizarren, des Hässlichen.

Tatsächlich sind zu diesem Zeitpunkt bereits ein Viertel der späteren «Fleurs du Mal» geschrieben, und in einer Verlagsankündigung von 1848 heisst es, Baudelaires demnächst erscheinender Gedichtband werde die «geistige Unrast und Gärung, die Schwermut und Düsternis der modernen Jugend» zum Inhalt haben.

Bis zur endgültigen Veröffentlichung seiner Gedichte vergehen noch einmal neun Jahre, doch die «Schwermut und Düsternis» wird Baudelaire zeitlebens nicht mehr los: Spätestens nach seiner Verurteilung muss er um jede Publikationsmöglichkeit froh sein und sich gar als geheimer Lohnschreiber für andere Literaten – Théophile Gautier etwa – verdingen.

Gewiss: Baudelaire wird von Paul Verlaine verehrt, der in mehreren Artikeln zu beweisen versucht, dass der Verfasser der «Fleurs du Mal» nicht der Unhold sei, für den ihn alle halten. Auch Stéphane Mallarmé – ein weiterer Grosser der kommenden Lyriker-Generation – setzt sich für den Verfeimten ein, der inzwischen die Zwänge von Reim und Strophenbau hinter sich gelassen hat, um mit seinen «Poèmes en Prose» die Zerrissenheit der modernen Welterfahrung noch prägnanter auszudrücken.

Allein, Baudelaire will nur von einem Lob: Charles-Augustin Sainte-Beuve, dem französischen Reich-Ranicki jener Zeit, und der ignoriert ihn fast ganz.

Der Tod hält eine Pointe bereit

1864 verlässt der Dichter schliesslich Frankreich, in der Hoffnung, in Belgien mit Vorträgen Erfolg zu haben. Doch die Zuhörer bleiben aus, und der verarmte und immer mehr von Wahnvorstellungen verfolgte Dichter stolpert mit geflickten Hosen durch ein Brüssel wie von James Ensor gemalt, mit Horden von Kindern an den Fersen, die sich über seinen unsicheren Gang lustig machen und mit Steinen auf seinen fadenscheinigen Zylinder zielen.

Dann, im März 1866, der Zusammenbruch: In einer Kirche wird Baudelaire von einem Schlaganfall zu Boden geworfen. Eine Lähmung der rechten Körperhälfte stellt sich heraus, und die Syphilis, mit der er sich schon als junger Mann ansteckte, wütet weiter.

Als der Begründer der modernen Lyrik und vielleicht grösste französische Dichter im Jahr darauf stirbt, kann er schon seit Monaten weder lesen noch sprechen, und auch noch der Tod hält eine tiefschwarze Pointe bereit: Charles Baudelaire liegt auf dem Friedhof Montparnasse im selben Grab wie General Aupick, sein bis aufs Blut gehasster Stiefvater.

Ein Leben und ein Ende wie aus einer Geschichte von Edgar Allan Poe.

Nachlese

Sehnsucht nach dem grossen Ganzen

Lukas Bärfuss ist ein Autor, der die Menschheit mehr liebt als die Menschen. Das zeigen seine letzten Texte.

Von *Gottlieb F. Höpli*

Was für ein krasser Unterschied zwischen dem wütenden Aufschrei «Die Schweiz ist des Wahnsinns» kurz vor den eidgenössischen Wahlen von 2015 und dem Anfang 2017 erschienenen Roman «Hagard» von Lukas Bärfuss! Die Schweiz-Beschimpfung aus der – sicheren? – Distanz der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ) und der scheinbar realistisch-unideologische, deutlich im schweizerischen Alltag angesiedelte Roman einer männlichen Vereinzelung – ist das wirklich derselbe Autor, der da spricht? Und was verbindet den einen Text womöglich mit dem anderen? Eine spannende Frage, nicht zuletzt im Umfeld eines Nationalfeiertags.

«Ein Volk von Zwergen will man hierzulande sein und bleiben», schrieb Bärfuss in seinem Wut-Text 2015 in der FAZ. Da gilt der geballte Zorn dem helvetischen Bürgertum, der SVP und dem Politiker, Unternehmer und Mäzen Christoph Blocher, den Bärfuss ungeniert einen rechten Extremisten nennt. Aber dabei bleibt einer wie Bärfuss nicht stehen. Sondern geht über zur Kollektivbeschimpfung eines Volkes, das Miniaturfigürchen des Matterhorns und anderer Schweizer Sehenswürdigkeiten sammelt, und das – die grösste aller politischen Sünden – die Masseneinwanderungsinitiative angenommen hat. Ein Volk «auf dem falschen, rechten Weg». Ein Volk von Zwergen, an dem die bärfussche Empörung keinen guten Faden lässt.

Sympathien hegt Bärfuss in seinem Diskurs aus der Enge eigentlich nur für «das grosse Ganze»: für ein nicht näher beschriebenes Europa etwa, das uns allein noch Rettung verspricht, Schutz vor Nationalismus und Rechtsextremismus inklusive.

In seinem Roman «Hagard» spielen solche politischen Klischees vorerst einmal keine Rolle. Hier wird die Vereinzelung eines Mannes nachgezeichnet, der allmählich aus sämtlichen Rollen eines Schweizer Endvierzigers fällt, um in einer sich steigernden Obsession ein Paar pflaumenblaue Ballerinas (beziehungsweise deren Trägerin) zu verfolgen – bis hin zur endgültigen Selbstauflösung. Viel Sympathie oder doch wenigstens Empathie darf der BMW-Fahrer aus dem Baugewerbe, der sich aus allen Fesseln seiner mässig erfolgreichen Existenz löst, allerdings nicht erwarten. Weder vom nur verschwommen wahrnehmbaren auktorialen Erzähler noch von Bärfuss (sofern sich die bei-



Autor Bärfuss.

den Perspektiven überhaupt unterscheiden lassen). Nein, die Hinwendung zu einer reinen, zunehmend prekären Gegenwart wird nicht verklärt, wie man vielleicht annehmen würde. Sie ist nicht besser als das ziemlich sinnlose Leben im urbanen Alltag, den Bärfuss recht offensichtlich in der Stadt Zürich verortet.

Bärfuss versagt sich und uns eine Erläuterung seiner Geschichte: «Je gründlicher ich die Einzel-

heiten kläre, umso schemenhafter wird die Welt, in der sich die Geschichte ereignete.» Sie zu erklären wäre, wie wenn man zur Beschreibung von Bäumen plötzlich «Wald» sagt: «eine reine Behauptung, ein abstraktes System, das in der Wirklichkeit nicht zu finden ist. Der Wald zerfällt in lauter Bäume, genau wie der Himmel in Planeten zerfällt, in Sterne und Meteore.»

Folgenlose Interventionen unserer Dichter

Daran hält sich Bärfuss aber nicht immer. An einer Stelle mindestens bricht die Verachtung für die Hauptfigur, für dessen «kleinbürgerliche Sentimentalität» (die er ja immerhin mit dem Leben bezahlt) dann aber doch durch. Anstatt etwas gegen das bestehende wirtschaftliche und politische System zu unternehmen, so beschimpft der Erzähler seinen traurigen Helden, «fantasierte er sich einen Ausbruch, eine kitschige Sehnsucht, die durch die Weltlage nur noch feiger wurde. Überall brannte es.»

Da ist sie dann doch wieder, die Sehnsucht des Lukas Bärfuss nach dem grossen Ganzen, das wichtiger ist als das Schicksal des Einzelnen, den er sich doch zu beschreiben vorgenommen hat, und auch wichtiger als die Zwergen-Schweiz. Nur bleibt dieses grosse Ganze merkwürdig blass und konturlos, bleibt die Liebe zur Menschheit papierene Deklaration. Mit Bärfuss zu sprechen: «reine Behauptung, ein abstraktes System, das in der Wirklichkeit nicht zu finden ist».

Da wundert es nicht, wenn die öffentlichen politischen Interventionen unserer Dichter und Denker so folgenlos bleiben.



Lukas Bärfuss: Hagard. Wallstein. 180 S., Fr. 28.90



Kleine Mädchen lügen nicht: One-Direction-Mitglieder Niall Horan, Zayn Malik (bis 2015), Louis Tomlinson, Liam Payne, Harry Styles (v.l.).

Pop

Das Wunder von Holmes Chapel

Der Geschmack junger Mädchen machte One Direction zur bislang erfolgreichsten Boygroup. Seit die Sänger auf Solopfad wandeln, zeigt vor allem einer, dass sich künstlerisches Talent und der Stallgeruch einer Castingband nicht automatisch ausschliessen. *Von Claudia Schumacher*

«Solo?», scherzte Harry Styles vor ein paar Monaten in der US-amerikanischen Comedy-Show «Saturday Night Live» in einem Sketch, in dem er Mick Jagger verkörperte. «Warum würde jemand aus dieser erfolgreichen Band Soloprojekte verfolgen wollen?» Mit dem auf Jagger und die Rolling Stones bezogenen Spruch spielte er ironisch auf sich selbst und One Direction an.

Die britisch-irische Boyband wurde im Jahr 2010 im Rahmen eines TV-Talentwettbewerbs von Simon Cowell, Grossbritanniens Dieter Bohlen, zusammengestellt. Getragen vom bescheidenen Musikverstand und erotischen Erwachen pubertierender Mädchen, eroberten die fünf Jungs bald die Welt. Und das, obwohl 1D, wie die Fans die Band nennen, in der Castingshow «The X Factor» nur den dritten Platz erreicht hatte.

Eine Erfolgsgeschichte, wie die sozialen Netzwerke sie schreiben: Das Posten, Teilen und Liken von Bandinformationen durch verkallte Teenies, die sogenannten Directioners, hievte die fünf sympathischen Boys – damals selber noch nicht volljährig – in den Pop-Olymp. Ihr grösster Hit «What Makes You Beautiful» war ein astreiner Bubblegum-Popsong über die Unsicherheit und verborgene Schönheit von Mädchen, vorgetragen von den jungen

Britten, die sich mit Hilfe ihrer wohltrainierten Stimmen, angesagten Outfits und Frisuren in die Herzen ihrer kindlichen Fans schmachten. Die Hysterie der Mädchen, die tagelang vor Konzerthallen campen, um Tickets zu ergattern, erinnerte an die neunziger Jahre und den Rummel um Take That. Auch bei One Direction führte jedes Trennungsgerücht zu Selbstmordrohungen von Fans.

Von Paul McCartney interviewt

In Amerika schossen die ersten vier One-Direction-Alben direkt auf Platz eins; ein Chart-Rekord. 2014 wurde ihre Tour «Where We Are» mit 282 Millionen eingespielten US-Dollar zur erfolgreichsten in der Geschichte der Gesangsgruppen. Trotzdem machen die Bandmitglieder seit Januar 2016 eine Pause, um eigene Projekte zu verfolgen.

Supererfolgreiche Boygroups, deren Mitglieder irgendwann denken, dass sie es auch alleine schaffen? Anhand ganz seltener Ausnahmen wie Justin Timberlake (*NSYNC) oder Robbie Williams (Take That) kann man sagen: «In der Regel klappt das nicht.» Man denke etwa an die Kelly Family oder die Backstreet Boys. Der Erfolg solcher Gruppen steuert auf ein unausweichliches Ende der Haltbarkeit zu: Werden die Sänger erwachsen, werden es auch ihre Fans

– und schon bald schämen sich diese für den Musikgeschmack ihrer frühen Jahre. An die Eltern als Hörer kommen erwachsene Teenie-Barden in der Regel schon gar nicht heran – jene waren bereits genervt, als die Tochter die ersten Poster aufhängte.

Bei One Direction hingegen lässt sich der Alleingang nicht nur für Styles vielversprechend an. Da wären die Bandkollegen Louis Tomlinson, der mit Star-DJ Steve Aoki zusammengearbeitet hat, Liam Payne mit seinem Partysong «Strip That Down» und Niall Horan mit «Slow Hands» – alles Songs, die im Radio auf und ab laufen. Zayn Malik, der die Gruppe schon 2015 verliess, hatte bereits zwei Nummer-eins-Hits, lieferte gemeinsam mit Taylor Swift den Titelsong zum letzten «Fifty Shades»-Film und provoziert gegenwärtig mit Supermodel-Freundin Gigi Hadid auf dem Cover der US-Vogue unter dem Schlagwort «gender fluid».

Aber natürlich scheint die Sonne nun vor allem für den 23-jährigen Styles – der Mick Jagger deshalb so gut imitieren kann, weil er ihm irritierenderweise recht ähnlich sieht (womit die Parallelen aber auch enden). Sein Soloalbum schaffte es mit melancholischem Britrock, der nichts mehr mit der Kaugummi-Ästhetik von One Direction gemeinsam hat, auf Platz eins der US-Charts. Inhaltlich hält es



Styles in den Liedern wie seine Ex-Freundin Taylor Swift: Es geht um Beziehungen und das andere Geschlecht. Seine Britpop-Hymne «Sign of the Times», die erste Single-Auskopplung, wurde von Musikkritikern mit Balladen von Robbie Williams und Liam Gallagher verglichen – und ja, auch mit denen der Beatles. Apropos Beatles: Paul McCartney hat Styles letztes Jahr für das Magazin *Another* interviewt; nicht umgekehrt. Was den Status des neuen Stars am Britpop-Himmel auch jenen verdeutlicht, die ohne soziale Medien leben. Seine Musik dürfte den Vätern mittlerweile fast besser gefallen als den Töchtern. Doch auch die lieben ihn nach wie vor. Nicht zuletzt, weil er sie nie verraten hat.

Als ein Interviewer ihn fragte, ob es ihn störe, dass er mit One Direction vor allem kleine Mädchen erreiche, reagierte Styles leicht wütend – und mit einer Liebeserklärung: «Wer sagt, dass junge Mädchen, die auf Popmusik stehen, einen schlechteren Musikgeschmack haben als ein dreissigjähriger Hipster? Musik befindet sich in einem stetigen Wandel, und es



Heikle Herkunft: One Direction, 2010.

gibt keine Messlatten. Selbst die Beatles wurden dank junger Mädchen gross. Wollen Sie mir sagen, die kann man nicht ernst nehmen? Sie sind unsere Zukunft. Unsere künftigen Ärztinnen, Anwältinnen, Mütter, Präsidentinnen. Und kleine Mädchen lügen nicht. Sie machen nicht einen auf cool. Sie mögen dich und sagen es dir. Und das ist verdammt cool.» Charmanter hat wohl selten jemand seine heikle Herkunft – in diesem Fall den Boygroup-Stallmief – zu einem Orden umgedeutet, der sich mit Stolz tragen lässt.

Ein ziemlicher Seitenhieb

In Christopher Nolans Zweite-Weltkrieg-Drama «Dunkirk», das von Kritikern bereits als Film des Jahres gefeiert wird, gibt Styles momentan im Kino sein Debüt als Darsteller eines jungen Soldaten, der auf seine Evakuierung aus Dünkirchen wartet. Im Vorfeld dachten viele, Nolan verbeuge sich mit dieser Besetzung aus reinem PR-Kalkül vor der Generation der sogenannten Influencer – Jugendlichen wie Styles, die über eine grosse Gefolgschaft in den sozialen Medien verfügen –, um die jungen Leute ins Kino zu holen. Und auch wenn die gegenteilige Kommunikationsstrategie, die das Filmteam daraufhin verfolgte («Nolan wusste gar nicht, wie berühmt Harry Styles ist») wahrscheinlich nicht ganz wahr ist: Mit seinem markanten, ausdrucksstarken Gesicht und seiner selbstsicheren, energiegeladenen Art passt er perfekt zur Rolle. Dabei wirkt er wie ein Schauspielertalent, das ein findiger Talentscout aus der Subkultur der Londoner Theaterwelt gefischt hat.

Dass Styles kein übliches Casting-Sternchen ist, zeigte er bereits, als er sein Glück bei «The X Factor» versuchte – in der Kategorie Solokünstler, wo er sich nicht halten konnte, wohl auch

wegen seines zarten Alters. «Hi, ich bin Harry Styles, ich bin sechzehn und aus Holmes Chapel, Cheshire», stellte er sich mit der schelmischen Erzählstimme, die er beibehalten sollte, dem TV-Publikum vor. «Dort ist es sehr langweilig, und es passiert nicht viel. Es ist sehr – pittoresk», fügte das Mittelstandskind aus dem 5600-Seelen-Dorf noch ironisch an. Als eines der Jurymitglieder den Bengel nach dem Vorsingen nicht in die nächste Runde lassen wollte, buhte das Publikum den Kritiker aus. Auch die anderen Jurymitglieder reagierten emotional und sprangen dem Jungen bei. Der stand nur da, lächelte geduldig – und buhte zwischendurch einfach ebenfalls, zu seiner eigenen Belustigung. Das Publikum und Styles waren sich bereits einig. Es war dann auch kein Manager, der auf den Bandnamen kam, sondern Styles. Bei One Direction marschierten alle in eine Richtung; seine Richtung.

Einer, der das so irgendwann nicht mehr wollte, war Zayn Malik, der von Anfang an als Styles' Gegenpol funktionierte. Der schweigsame Junge mit dem Geheimnis – zu unbeachtet im Schatten des Sonnenscheins. Maliks samtige, technisch versierte Stimme liess ihn musikalisch hervorstechen, während er sich in Interviews zurückhielt. Dort machte er erst den Mund auf, nachdem er die Band verlassen hatte: «One Direction steht nicht für die Art Musik, die ich selber höre. Wenn ich ein Mädchen zu mir zum Abendessen einlade, dann spiele ich cooles Zeug. Und ich möchte Musik machen, die ich selber cool finde.» Ein ziemlicher Seitenhieb gegen One Direction und die kleinen Mädchen dieser Welt.

Was Styles entgegnete? «Ich bin froh, dass er jetzt macht, was er mag. Und ich wünsche ihm viel Glück.» ○



Die Bibel

Splitter und Balken

Von Peter Ruch

In Polen, wo ich mich unlängst befand, zeigen sich viele Einheimische erleichtert, nachdem ihr Präsident das Veto gegen zwei von drei verhängnisvollen Vorlagen eingelegt hat. Das Parlament wollte mit seinen Beschlüssen den Zugriff der Exekutive auf die Judikative erlauben und damit die Gewaltentrennung aushebeln. Die Gewaltentrennung ist aus biblischer Sicht unverzichtbar. Weil jede Machtposition leicht zum Missbrauch verführt, erfordert sie Beschränkung und Kontrolle. Der Auszug der Israeliten aus Ägypten markiert unter anderem den Schritt von der despotischen Machtausübung zur Rechtsordnung. Es gibt noch kein besseres Rezept zum Schutz der Freiheit als die Gewaltentrennung. Die Kritik an Polen hatte somit gute Gründe. Der türkische Präsident Erdogan hat ja der Welt vorgeführt, wie flott die Umwandlung in eine Diktatur gelingen kann.

Soll die Kritik an Polen glaubwürdig sein, ist es freilich nicht egal, woher sie verläutet. Die EU-Kommission fühlte sich speziell befugt, ihr Mitglied zur Ordnung zu rufen. Indessen hat sie selber einiges zum Klima beigetragen, in welchem der Rechtssinn verludern und die Anmassung gedeihen kann. Die EU bricht mehrere ihrer eigenen Regeln nach kurzfristigem Bedarf: die Maastricht-Kriterien, den Lissabonner Vertrag, das Schengener Abkommen. Hinzu kommen milliardenschwere Korruptionsschäden in der Brüsseler Bürokratie. Der EZB-Chef Draghi betreibt mit Nullzinsen italienische Innenpolitik, denn Zinserhöhungen könnten sein hochverschuldetes Land in den Kollaps und die Cinque-Stelle-Partei an die Macht treiben. Und Angela Merkel, der leuchtende Abendstern Europas, hat in den letzten Jahren die Griechenland-Rettung, die Energiewende und die Immigrationspraxis ohne nennenswerte Debatten durchgedrückt. Polen ist tatsächlich in Schieflage geraten. Aber nicht Polen allein. *Wie kannst du zu deinem Bruder sagen: Bruder, komm, ich will den Splitter in deinem Auge herausziehen, während du den Balken in deinem Auge nicht siehst?* (Lukas 6,42).

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.



Verschmelzung von Kafka und Poe: «Eraserhead», 1977.

Knorr

Die Welt als Wahnvorstellung

David Lynch, Maler und Cineast, brachte die Avantgarde nach Hollywood. Sein Debüt, der schrille Albtraum «Eraserhead», kommt wieder ins Kino. Von Wolfram Knorr

Ganz schön kühn, der Kerl. Ohne Hemmung stülpt er dem Zuschauer gleichsam einen schwarzen Sack über den Kopf und schubst ihn dann runter in den Rattenkeller der Träume, wo Eros und Deformationen ineinanderfließen. Wo er einem Freak begegnet, in einer Rummelbude ausgestellt und zum Gespött gemacht («The Elephant Man»); wo Sado-Kretins Sandwürmern eine Wundersauce abmelken («Dune»); wo hinter der Fassade einer Kleinstadt Gewalt und verkorkste Sexualität brodeln («Blue Velvet»); und ein Detektiv in nebliger Provinz aus einem Labyrinth der Obsessionen nicht mehr rausfindet («Twin Peaks»). Die Welt als Wahnvorstellung ist die Welt des amerikanischen Malers und Filmemachers David Lynch, 71, der mit Filmen wie «The Elephant Man» (1980), «Dune» (1984), «Blue Velvet» (1986) und der TV-Serie «Twin Peaks» (1990–1991) Furore machte und heute wieder mit einer neuen Staffel von «Twin Peaks» präsent ist, der Dokumentation «David Lynch: The Art Life» und der Wiederaufführung seines Debüts, des wohl besten seiner Filme: «Eraserhead» (1977).

Fünf Jahre, mit zahlreichen Unterbrüchen, arbeitete er an seinem bizarren Erstling, der Geschichte von Henry, einem Mann mit hochgeblähtem Kopf, umstellt von abson-



Rattenkeller der Träume: Regisseur Lynch.

derlichen Schwiegereltern, der mit einem völlig entstellten Kind alleingelassen wird, einer Art Schafsembryo. Das glitschig-quäkende Minimonster weckt Liebe in ihm, er pflegt es, während ringsum abscheuliche Schlaberwürmer von der Decke fallen und, in einem Traum, eine gipsartige Blondine zuckrige Lieder plärrt. Angesiedelt in einer bleiern bedrückenden, nassen Industrielandschaft voll dicker Rohre, grauer Backsteinschlote und russiger Gassen. Bis Henry die Existenz des Babys nicht mehr ertragen kann und der Alldruck sich im surrealen Höhenflug entlädt. Wie eine Verschmelzung von Kafka und Poe.

Nichts für Freunde der Logik und der psychoanalytischen Erklärsymbolik. Lynch hat sich immer geweigert, seinen rabenschwarzen Nachttrip zu erklären. Teilweise setzte er simple Trickfilmmittel mit hoher Wirkung ein; mit denen experimentierte er schon in seiner Avantgarde-Collage «The Grandmother». Sein Umfeld sind Fernando Arrabal und Alejandro Jodorowsky.

Alles der Malerei entwachsen

«Eraserhead», von der Kritik zunächst wenig beachtet, wurde zum Kultfilm. Er beinhaltet das gesamte dunkle Lynch-Universum, das er als Maler entwickelte. In der Doku «David Lynch: The Art Life» von Jon Nguyen, Olivia Neergaard-Holm und Rick Barnes wird das anhand einer persönlichen Reise zurück in die Kindheit und Jugend mit Bekenntnissen und Bildern dokumentiert. Alles sei seiner Malerei entwachsen, der Vorstellung von einem Bild, das sich bewegt und tönt. Vor allem ist David Lynch mit seinem willensstarken Durchstoss zum Film etwas Erstaunliches gelungen: Er hat mit Avantgardismus Hollywood penetriert, neue Bilder mit dem Kommerz «versöhnt». An «Twin Peaks» wird's anschaulich, nicht nur an den vernebelten Wäldern. ★★★★★

Weitere Premieren

Viceroy's House — Der britische Film blickt einerseits voller Stolz zurück in glorreiche Zeiten und beschäftigt sich andererseits zugleich voller Wehmut mit dem Ende des Empire. In der erfolgreichen TV-Serie «Downton Abbey» ist das ebenso spürbar wie im kürzlich gestarteten Meisterwerk «Dunkirk» von Christopher Nolan – und nun auch in Gurinder Chadhas «Viceroy's House». Auch wenn die Produktionen schon vor Jahren angegangen wurden, sind ihre Kinostarts mit dem Brexit vielleicht mehr als blosser Zufall. «Dunkirk» erzählt die Geschichte der Evakuierung von 400 000 britischen Soldaten, denen 1940 bei Dünkirchen nur die Flucht blieb. «Die Heimat», sagt mal ein Marineoffizier, «ist so nahe.» In Chadhas («Kick It Like Beckham») Historiendrama geht es um die Briten, die den Subkontinent in die Unabhängigkeit entlas-



Wehmut: «Viceroy's House».

sen wollen, möglichst geräuschlos. Doch Lord Mountbatten, 1947 im Auftrag der Krone nach Delhi geschickt, fühlt sich hintergangen. Die Teilung in Pakistan und Indien war längst beschlossene Sache. Zu plakativ und rührend am Beispiel einer Lovestory. Wehmütig wird in alter Pracht geschwelgt – und im Flüchtlingselend. ★★★☆☆

War for the Planet of the Apes — Begonnen hat das Affen-Theater 1968, und es bewegt sich seitdem mit zahlreichen Prequels auf 68 zu. Durch eine Seuche werden die Menschen immer blöder und die Affen immer intelligenter. Das merkt man bei der jüngsten, neunten Fol-



Guter Affe: «War for the Planet of the Apes».

ge an den Autoren, denen ausser «guter Affe, blöder Mensch» nix mehr einfällt. Held Caesar (Andy Serkis) sauertöpfert, wie einst Yank in Eugene O'Neills «Der haarige Affe», bitter vor sich hin. Er hat ja recht. ★★★☆☆

The Dark Tower — Ein Revolvermann (Idris Elba) ballert gegen den Teufel (Matthew McConaughey), und der sieht aus wie eine Mischung aus Cristiano Ronaldo und Graf Dracula. Lustig. Nach Stephen King. ★★★☆☆

Knorrs Liste

1	Dunkirk Regie: Christopher Nolan	★★★★★
2	Miss Sloane Regie: John Madden	★★★★★
3	The Party Regie: Sally Potter	★★★★☆
4	Baby Driver Regie: Edgar Wright	★★★★☆
5	Trespass Against Us Regie: Adam Smith	★★★★☆
6	Wonder Woman Regie: Patty Jenkins	★★★★☆
7	Spider-Man: Homecoming Regie: Jon Watts	★★★★☆
8	The Beguiled Regie: Sofia Coppola	★★★★☆
9	War for the Planet of the Apes Regie: Matt Reeves	★★★☆☆
10	Valerian and the City of ... Regie: Luc Besson	★★★☆☆

Jazz

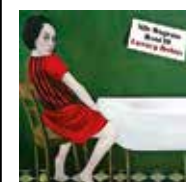
Die Band ist der Star

Von Peter Rüedi

Nils Wogram, geboren 1972 in Braunschweig, heute zwischen vielen Tourneen in Zürich lebend und in Luzern unterrichtend, ist ein grossartiger Posaunist, der als Haupteinflüsse auf seinem Instrument J.J. Johnson, Jimmy Knepper, Curtis Fuller und Slide Hampton nennt. Diese seine Manen zeigen es schon an: Er ist ein Musiker, der der Jazztradition verpflichtet ist, so avantgardistisch sich manche seiner auch von der neuen E-Kammermusik beeinflussten Kompositionen auch anhören. Da ist vor allem immer dieser Swing und Drive, der, auch bei atonalen Momenten, die Nabelschnur zum Jazz nie abreißen lässt.

Vor allem fasziniert Wogram der Klang der Bands, und der wächst nur über grössere Zeitspannen hinweg. Sein Quartett Root 70 existiert seit 2000, sein Hammondorgel-Trio Nostalgia seit 2004; im gleichen Jahr gründete er ein Septett, 2012 ein Quartett, Vertigo, mit vier Posaunen, und dazwischen fand er sich immer wieder mit verschiedenen Partnern in Duos. *A man for all seasons*, möchte man meinen, aber jedenfalls einer, der sowohl als Instrumentalist wie als Komponist für seine Gruppen eine ganz unverwechselbare Identität entwickelt hat. Von denen ist Root 70 die bekannteste, ein transparentes Quartett ohne Harmonie-Instrument, mit dem Altsaxofonisten Hayden Chisholm, dem Kontrabassisten Matt Penman und dem Drummer Jochen Rückert.

Nach einigen Konzeptalben gestatten sich die vier auf dem jüngsten etwas mehr spielerische Freiheiten zwischen emanzipiertem Bop, cooler Raffinesse und gelegentlich E-musikalischen Anleihen, die aber nie blutleer verkopft überkommen, sondern fulminant, in rasanten Unisono-Rides oder in feinsinnigen Polyphonien (in denen jeweils der nicht gerade führende Bläser und der Bass mit diskreten Underlines die harmonische Verankerung garantieren). Mal nachdenkliche, mal explosive Auszeiten in Intros, Codas und eigentlichen Soli beweisen, dass der Verzicht auf virtuose Kraft- und Prachtentfaltung kein Mangel ist, sondern zum feingewirkten Konzept dieser raffinierten und unterhaltsamen Musik gehört.



Nils Wogram Root 70: *Luxury Habits*. nwog records 017

Sie bereuen nichts

Die weibliche Untreue hat andere Gründe als die männliche – und zieht andere Folgen nach sich. Was ich in zwei Jahren Recherche über Fremdgeherinnen gelernt habe.

Von Michèle Binswanger

Wenn man seinen Mitmenschen erzählt, dass man ein Buch über Frauen und Fremdgehen schreibe, gibt es typischerweise zwei Reaktionsmuster. Bei den Männern sieht das so aus: Sie heben die Augenbrauen und bemerken wissend: «Das wird ein Bestseller!» Oder sie sagen: «Meine Frau kriegt das nicht zu lesen.»

Auch bei den Frauen gibt es zwei Typen. Die einen machen grosse Augen, sagen: «Spannend!» Und dann wollen sie alles wissen, wann es erscheine, wie sich die Recherche gestalte, worüber man schreiben werde, und erklären: «Das werde ich lesen!» Die anderen senken den Blick oder sagen so etwas wie: «Aha», und dann folgt vielsagendes Schweigen.

Die Interessierten sind natürlich jene, die mit dem Thema bereits Erfahrung haben. Entweder sind sie selber schon fremdgegangen oder spielen mit dem Gedanken. Sie möchten wissen, wie es anderen ergangen ist, was sie riskieren, oder wie andere mit den damit verbundenen widersprüchlichen Gefühlen fertig geworden sind. Überrascht hat mich bei meiner Recherche denn auch, wie einfach es war, solche Frauen zu finden. Und wie willig sie mir für mein Buch über ihre Erfahrungen erzählten. Denn der grösste Unterschied zwischen Fremdgeherinnen und Fremdgehern ist, dass Frauen es so viel geschickter anstellen. Weshalb sie auch viel seltener dabei erwischt werden.

«Ich bin doch keine Schlampe»

Die schweigsamen Frauen schweigen, weil sie nicht sagen wollen, was sie denken: dass sie Fremdgehen für ein schlimmes Vergehen halten. Sie denken: «So etwas würde ich niemals tun. Ich bin doch keine Schlampe, die ihre Liebsten verletzt und Familien zerstört, nur für ein kleines bisschen Vergnügen.» Und das meinen sie ganz aufrichtig. Aber die meisten Fremdgeherinnen, mit denen ich gesprochen habe, dachten genauso – bis zu diesem einen Abend, diesem einen Nachtessen, diesem einen Freund, Arbeitskollegen, Fremden in einer Bar, der alles veränderte und sie vom Lager der Tugendhaften in das der Schlampen wechseln liess.

Auch über den Ausdruck «Schlampe» habe ich etwas gelernt. Meistens ist es eine aggressive Fantasie sexueller oder sozialer Dominanz, gern von beiden Geschlechtern verwendet. Polyamoristinnen haben versucht, sich den Begriff positiv anzueignen, und sie haben recht. Denn wir alle sind sexuelle Wesen, und auch Frauen haben das Recht, ihre Sexualität zu



Frauen stellen es viel geschickter an.

leben, ohne sich dafür schämen zu müssen. Auch wenn es manchmal kompliziert ist und wir Fehler machen. Aber aus Fehlern kann man lernen, und Fremdgehen muss nicht unbedingt das Ende der Beziehung bedeuten.

Allerdings ist es nicht so einfach. Wer nicht in polyamoren Verhältnissen oder einer offenen Beziehung lebt – also die überwältigende Mehrheit –, empfindet solches Verhalten als gravierenden Vertrauensbruch. Und selbst

Paare, die sich bezüglich gelegentlicher Ausrutscher auf eine nachgiebige Haltung geeinigt haben, sind nicht gegen unberechenbare Gefühle gefeit. Viele Fremdgeherinnen erzählten mir, dass ihre Partner im Gespräch nichts gegen die theoretische Möglichkeit eines gelegentlichen Seitensprungs einzuwenden hatten. Praktisch sah es dann anders aus, sie fühlten sich dann doch betrogen und hintergangen. Liebe ist unberechenbar und fordert uns immer wieder heraus. Moralische Gefühle können sich verändern und entwickeln sich und sorgen im Lauf des Lebens für manche Überraschung. Dasselbe lässt sich vom weiblichen Begehren behaupten.

Unlust in Lust verwandeln

Das weibliche Begehren ist ein Mysterium, nicht nur für Forscher, sondern auch für viele Frauen. Entsprechend war das ein zentrales Thema meiner Recherche. Die männliche Sexualität ist weniger mysteriös, vielleicht weil sie sich in Kunst und Kultur, in Wissenschaft und Forschung und nicht zuletzt in der Internetpornografie mannigfaltig niedergeschlagen hat. Ganz anders die weibliche Lust. Das lässt sich etwa an der pharmazeutischen Geschichte ablesen, genauer der Entwicklung eines «Viagra für die Frau». Sexuelle Unlust, tote Hose im Ehebett, ist einer der häufigsten Gründe, der Paare zum Sexual- oder Paartherapeuten treibt, meist ist es die Unlust der Frau. Für den Zustand hat man eigens einen Namen erfunden: hypoaktive Sexualfunktionsstörung oder umgangssprachlich: «Schatz, nicht heute, ich habe Kopfschmerzen.» Seit Jahren forscht man nach einem Medikament für die «Störung», und immer mal wieder wird ein Produkt als «Viagra für die Frau» lanciert, aber der pharmazeutische Erfolg blieb bislang weit hinter Viagra zurück. Aus einem simplen Grund: Viagra behandelt eine körperliche Störung, wenn Lust da ist, aber der Blutfluss in den Penis nicht einwandfrei funktioniert. Doch bei der weiblichen Sexualfunktionsstörung fehlt es nicht in erster Linie am Können, sondern am Wollen, also an der Lust, und die lässt sich viel weniger einfach beeinflussen. Vielleicht, weil die wichtigste erogene Zone der Frau nicht zwischen den Beinen, sondern zwischen den Ohren liegt.

Wie das Hirn ist das weibliche Begehren komplex und weitgehend unverstanden – entsprechend schwierig ist es, Unlust in Lust zu verwandeln. Zumindest auf pharmazeutischem Weg und wenn dies in der bestehenden Beziehung geschehen soll. Neuere Studien deuten darauf hin, dass die weibliche Lust empfindlich auf alles Mögliche reagiert: Dabei spielen die Lebenssituation der Frau, der Partner, das Gefühl, begehrt zu werden und begehrenswert zu sein, eine entscheidende Rolle. Oft fühlen sich die Frauen in ihrer bestehenden Beziehung überlastet, unverstanden und wis-

sen gar nicht, was sie eigentlich wollen. Sie denken oft, dass sie vielleicht einfach nicht so sexuell orientiert sind – und müssen dann erstaunt feststellen, dass sich ihre vermeintlich eingeschlafene Lust unter den Blicken eines anderen Mannes plötzlich mit Macht zurückmeldet.

Verantwortlich dafür ist der sogenannte Coolidge-Effekt, also der genuine Reiz des Neuen, das eine ganz besondere Anziehungskraft auf uns Menschen ausübt. Das Phänomen ist bei einer Vielzahl von Säugetieren zu beobachten. Bei Ratten sieht das folgendermassen aus: Setzt man einem Männchen ein Weibchen vor die Nase, dann bespringt dieses seine neue Gespielin zunächst enthusiastisch, bis nach einer Weile das sexuelle Interesse erlahmt. Wird das Weibchen durch ein neues

Wie das Hirn ist das weibliche Begehren komplex und weitgehend unverstanden.

ersetzt, kommt der alte Elan beim Männchen zurück. Der Name dieses Phänomens rührt von einer Anekdote über den amerikanischen Präsidenten Calvin Coolidge her, der mit seiner Frau in den zwanziger Jahren eine Hühnerfarm besuchte. Während der Tour erkundigte sich die First Lady, wie es gelinge, so viele Eier mit so wenigen Hähnen zu produzieren. Der Bauer erklärte ihr stolz, dass seine Hähne Dutzende Male am Tag den Akt zu vollziehen in der Lage seien. «Vielleicht könnten Sie das dem Präsidenten gegenüber auch erwähnen», meinte Frau Coolidge. Darauf erkundigte sich der Präsident, ob der Hahn denn immer mit derselben Henne kopuliere. Der Farmer antwortete: «Keineswegs, er wechselt von einer zur anderen.» Worauf der Präsident meinte:

«Vielleicht erwähnen Sie das auch gegenüber der First Lady.»

In meinen Gesprächen mit Fremdgeherinnen habe ich festgestellt, dass sie diese Erfahrung, trotz der oft unerfreulichen Konsequenzen, fast nie bereuen. Auch das im Unterschied zu den Männern – vielleicht, weil Frauen meist viel geplanter vorgehen und sich die Sache im Vorfeld reichlich überlegen. Ein Seitensprung kann Leidenschaften wecken, zu denen man sich schon gar nicht mehr fähig glaubte, kann seit Jahren verkrustete Beziehungsprobleme aufbrechen, Dinge in Bewegung bringen, die vorher unverrückbar schienen, und total neue Perspektiven auf sich selbst, das Leben, die Liebe und die Beziehung eröffnen. Paradoxerweise haben viele Fremdgeherinnen nach ausserehelichen Eskapaden auch wieder vermehrt Lust auf ihren Partner – eben weil sie sich wieder sexy und begehrenswert fühlen. Oder weil der Partner, aufgerüttelt durch Verlustängste, endlich auf ihre Bedürfnisse eingeht.

Tipps zum Fremdgehen kann ich nicht geben – ausser vielleicht, dass ich die Frauen ermutige, mit ihren Partnern über Sexualität und ihre Lust zu sprechen, bevor sie fremdgehen. Denn jeder Mensch und jedes Paar muss selber herausfinden, wie er oder es damit umgehen will. Aber ich würde dafür plädieren, sich diesbezüglich ein bisschen locker zu machen, gerade, wenn die Beziehung langfristige funktionieren soll und man den Anspruch hat, auch seine Sexualität leben zu dürfen.



Michèle Binswanger: Fremdgehen. Ein Handbuch für Frauen. Ullstein extra. 256 S., Fr. 21.90

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Wieso KMU auf Schweizer Qualität setzen

ab Montag, 28. August 2017, täglich um 17.35 Uhr

auf diesen Sendern:



und unter:

www.fokus-kmu.tv



Thiel

Sozialstriptease

Von Andreas Thiel

Gast: Fräulein, diese Tischtänzerin ist ja mindestens sechzig Jahre alt.

Barmaid: Ja, es war schwierig, sie auf den Tisch zu hieven. Aber als soziale Striptease-Bar wollen wir auch Langzeitarbeitslosen den Wiedereinstieg ermöglichen.

Gast: Die Gäste stecken der Alten ja auch noch Geldscheine in den Büstenhalter. Bessert die Stripperin etwa so ihre AHV auf?

Barmaid: Bitte zeigen Sie etwas mehr Respekt vor arbeitswilligen Menschen. Diese Dame war früher Steuerbeamtin. Die meisten Gäste an ihrem Tisch sind ehemalige Buchhalter. Sie stecken der Tischtänzerin nicht Geldscheine zu, sondern Belege von Spesenrechnungen.

Gast: Haben Sie keine jüngere Tänzerin?

Barmaid: Im Rahmen unseres Behindertenprojekts versuchen wir gerade, eine junge Frau mit Glasknochenkrankheit zu integrieren. Leider tanzt sie noch zu wenig sicher für den Tisch. Aber wir haben auch noch einen jungen, eritreischen Dienstverweigerer.

Gast: Ich soll einem Mann zuschauen, wie er sich auszieht?

Barmaid: Natürlich! Sonst kriegen wir weder Unterstützung vom Migrationsamt noch vom Gleichstellungsbüro.

Gast: Haben Sie keine ganz normale Stripperin?

Barmaid: Was heisst hier «normal»? Hier bei uns sind alle gleich. Ausserdem sagt man nicht «Stripperin», sondern «Tischarbeiterin». Das sind Menschen wie Sie und ich.

Gast: Rentiert der Betrieb denn so?

Barmaid: Wo denken Sie hin? Wenn man einen Betrieb politisch korrekt führt, kann er doch nicht rentieren.

Gast: Wieso nicht?

Barmaid: Weil schon das Gewinnstreben politisch inkorrekt ist.

Gast: Wovon leben Sie denn?

Barmaid: Von den Subventionen.

Gast: Ich glaube, ich brauche jetzt ein Bier.

Barmaid: Da wir Beiträge vom Bundesamt für Gesundheitsprävention beziehen, dürfen wir leider keinen Alkohol ausschenken.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Naturgewaltige Töne an der Landquart

In Klosters fand zum ersten Mal das Music Festival statt – mit dem Segen von Prince Charles. Von Hildegard Schwaninger

Das Angebot im wunderschönen Klosters ist so vielfältig, dass es eigentlich nichts mehr braucht. Trotzdem hat man zur Belebung der Sommerfrische das Klosters Music Festival erfunden. Es erlebte in der ersten Augustwoche seine Feuertaufe und – schlug ein wie der Blitz. Prince Charles höchstpersönlich hat aus dem Clarence House eine Grussbotschaft und seine besten Wünsche geschickt, er kommt seit fast vierzig Jahren nach Klosters, kennt und liebt die «inspirierende Landschaft» und wünscht dem Festival den «grösstmöglichen Erfolg».

Der hat stattgefunden, und nach vier Tagen Festival hat man beschlossen, es nächstes Jahr auf zehn Tage zu verlängern, und denkt sogar darüber nach, eine Oper aufzuführen.

Die Initiatoren und Gründer des Klosters Music Festival sind der Engländer Geoff Richards und der Einheimische Claude Schauerte, Besitzer eines Uhren- und Juwelengeschäfts mitten im Ort. An den Festival-Veranstaltungen kurvten die beiden emsig durchs Gewühl: Geoff Richards, der Prince Charles persönlich kennt, begrüsst die vielen extra angereisten Engländer, Claude Schauerte hatte einen Fotoapparat um den Hals und dokumentierte das Ereignis. Richards und Schauerte spannen schon lange zusammen, um die Attraktivität von Klosters zu steigern. Seit acht Jahren veranstalten sie Weihnachtskonzerte.

Künstlerischer Leiter des Festivals ist David Whelton, der 29 Jahre lang Direktor des Phil-

harmonia Orchestra war. Das Programm, das er sich, neben viel Barockmusik und Beethoven, für diesen Festivalsauftakt ausdachte und realisierte, passte perfekt zu Klosters. Das Malmö Symphony Orchestra, geleitet vom schwedischen Dirigenten und Trompeter Hakan Hardenberger, spielte – neben Vivaldi, Strawinsky und Arthur Honegger – Musik aus dem hohen Norden. Naturgewaltige, grossangelegte Musik der schwedischen Komponisten Daniel Börtz und Lars-Erik Larsson, Musik als Naturkraft: Man hörte förmlich die Landquart, die an der Festival Hall vorbeifliesst, brodeln und brausen.

Nordisches Flair brachten auch die University of Lund Student Singers mit «A Nordic Serenade». Der Chor der Universität in Lund besteht aus etwa fünfzig Männern zwischen achtzehn und fünfzig. Chorsingen hat in Skandinavien und vor allem in Schweden grosse Tradition: Geschätzte 600 000 Menschen sind dort Mitglieder in einem Chor. Apropos Schweden: Die schwedische Filmschönheit Greta Garbo machte viele Jahre lang Ferien in Klosters.

Das Nachtleben im sommerlichen Klosters, das einen nicht gerade vom Sockel reisst, wurde während des Festivals vitalisiert. Die Post-Concert-Party belebte bis spätnachts das Hotel «Vereina», wo ein Jazz-Trio (Piano, Sax und Kontrabass) mit dem Saxofonisten Christian Münchinger spielte. In der «Chesa Grischuna» fand ein Abendessen für Sponso-



Fast verliebt

Falsche Orgasmen

Von Claudia Schumacher

Die (heterosexuellen) Männer sind im Leben ja oft benachteiligt. Etwa, wenn sie sich zum Synchronschwimmen berufen fühlen, in ihrer Freizeit gerne Kerzen ziehen oder Schmuckschatullen besitzen, die

mit kleinen, tanzenden Ballerinen verziert wurden. Als reine Frauensache galt seit Menschengedenken auch das Vortäuschen von Orgasmen. Aus gutem biologischem Grund.

Schliesslich hinterlässt der männliche Höhepunkt – anders als der weibliche – eine untrügliche Spur. Halbwegs glaubwürdig können die Herren der Schöpfung daher nur mit Hilfe eines Kondoms vortäuschen, das sie zudem verschwinden lassen müssen, bevor die Herzensdame den Inhalt prüfen kann. Nicht, dass wir Frauen das jemals getan hätten. Aber womöglich fangen wir bald damit an.

Eine kürzlich veröffentlichte Studie unter amerikanischen College-Studenten ergab, dass 25 Prozent der Männer gelegentlich den Höhepunkt vortäuschen. 25 Prozent! Okay, verglichen mit den fast 100 Prozent der Frauen, die von alters her von diesem Recht Gebrauch machen, steckt die männliche Emanzipation beim



Brodeln und Brausen: Trompeter Hardenberger.



Zufrieden: Festivaldirektor Meyer.



Die schwedischen Lund Student Singers in Klosters.

ren, ausgewählte Festivalgäste und ehrenamtliche Helfer statt. Und im «Kesslerhof» wurde am Sonntag ein Abschlussbrunch gegeben, bei dem 120 Personen in aufgeräumter Stimmung feierten. Grossartiger Start für eine gute Idee!

Festivaldirektor **Marco A. Meyer** durfte auch finanziell zufrieden sein. Die 80 000 Franken, die er für Ticketverkäufe budgetiert hatte, hatte er im Nu beisammen, Institutionen, Firmen, Privatpersonen und Stiftungen spendeten grosszügig, und *tout* Klosters spannte als Gönnermitglieder des Vereins «Klosters Alpine Concerts» zusammen. Unter den Gönnern finden sich illustre Namen: **Gräfin Charlotte von Bismarck**, **Alphonse** und **Cécile Brenninkmeijer** aus der C-&-A-Modedynastie, **Elisabeth Wijs Brenninkmeijer**, Finanzberater **Miguel Steiner** (Finad), der aus einer prominenten Künstlerfamilie stammt (sein Onkel war der Regisseur **Leopold Lindtberg**) und in Zürich wie in Serneus im Prättigau lebt, ein paar vermögende Zürcher wie **Corinne** und **Christophe Gautier** sowie **Hans** und **Susanne von Meiss**, Rechtsanwalt **Urs Kaelin**, Bankier **Robert Kalisch** (früher Sal. Oppenheim, aktuell: LGT) mit **Madeleine Ducret**, Unternehmer und Waag-Zünfter **Martin Bölsterli** und Anwältin **Gitti Hug**.

Noch eine grosse Feuertaufe steht in Klosters bevor: Erstmals findet das Oktoberfest statt, am 23. September. Und Kulturmanager **Marco A. Meyer** reist jetzt zur Erholung nach Südfrankreich, dann widmet er sich **Klaus Maria Brandauer**, mit dem er 2018 am Schleswig-Holstein-Festival ein Projekt zum Thema «Faust» hat.

Das nächste Klosters Music Festival: 27. Juli bis 4. August 2018.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Orgasmusfälschen zwar noch in den Kinderschuhen – aber trotzdem: ein ganzes, beachtliches Viertel der jungen Männer ist schon so weit. Zeit für die Frage, was der falsche Orgasmus bringt. Worin liegt sein tieferer Sinn?

Wir Frauen waren ja immer in einer Notlage. Zumindest in Ländern mit christlich geprägtem Kulturerbe, wo schlechter Sex besonders verbreitet ist. Keine andere Weltreligion hat die körperliche Liebe – insbesondere die Lust der Frau – so stark verteufelt wie die, in der die einzige wichtige Frauenfigur eine Jungfrau ist. In so einem Klima schiessen echte weibliche Orgasmen halt nicht wie Unkraut aus dem Boden. Und für viele Männer ist es auch heute noch nicht selbstverständlich, sich im Bett etwas Mühe zu geben. Nun hatten wir ja aber eigentlich diese sexuelle Revolution und unsere Kultur ist körperlicher und lustbetonter geworden, auch dank dem ganzen fernöstlichen Yoga und

Kamasutra, das zu uns hinübergeschwappt ist. Warum täuschen also gerade die Jungen ihre Orgasmen vor?

Die Studie, welche in der renommierten Fachzeitschrift *Archives of Sexual Behavior* veröffentlicht wurde, nennt für Männer und Frauen unterschiedliche Motivationen beim Vortäuschen. Frauen tun es, um das Selbstwertgefühl des Mannes zu stärken – dabei müsste sich doch gerade dieser mehr ins Zeug legen. Männer hingegen täuschen aus Unsicherheit vor – dabei war der männliche Orgasmus doch immer so einfach! Wie unsicher müssen Männer sein, wenn die schlichte Mechanik versagt? Da hilft nur noch eins: Aufstehn, aufeinander zugehn, voneinander lernen, miteinander umzugehn. Reden an sich ist zwar kein Lustbringer – Verständnis aber der Schlüssel zur Könnerschaft.



Unten durch

Im Rampenlicht

Von *Linus Reichlin*

Nehmen wir mal an, du sitzt im Tram und ein Mann setzt sich neben dich. Er kommt dir irgendwie bekannt vor. Du schaust ihn unauffällig von der Seite an, und jetzt erschrickst du: Das ist ein Bundesrat! Gerade vorgestern hast du ihn in einer Talkshow im Fernsehen gesehen, Michelle Hunziker war auch dort. Und jetzt sitzt er neben dir, einfach so, er hat nicht einmal gefragt, ob der Platz noch frei ist. Du schlägst die Gratiszeitung auf und tust, als würdest du lesen. Die Situation passt dir überhaupt nicht, du fühlst dich irgendwie eingeengt. Hoffentlich steigt er an der nächsten Station aus. Aber nein, er bleibt hocken! Über den Zeitungsrand hinweg siehst du, dass ein älterer Herr ein paar Sitze weiter vorn sich nach dem Bundesrat umdreht, und dich gafft er auch an. Wahrscheinlich fragt er sich, in welcher Beziehung du zu dem Bundesrat stehst, ob du sein Leibwächter bist oder ein Attentäter. Du hasst es, im Rampenlicht zu stehen, schon in der Schule war es dir zuwider. Wenn du einen Vortrag halten musstest, konntest du drei Nächte vorher nicht schlafen, und während des Vortrags bekamst du vor Scham Pickel auf der Stirn.

Herrgottnochmal, wann steigt der endlich aus? Was hat der überhaupt an einem Dienstagnachmittag im Tram verloren? Müsste der jetzt nicht im Parlament sein und das Land regieren? Bei dieser laschen Arbeitsmoral der Bundesräte ist es kein Wunder, dass die Schweiz international den Anschluss verliert! Und jetzt niest er auch noch, zweimal, in ein ganz normales Papiertaschentuch! Wenn du ihm jetzt «Gesundheit» wünschst, bist du verloren. Er wird es als Aufforderung zum Gespräch verstehen, und im ganzen Tram werden die Leute die Ohren spitzen, und wenn du dann irgendetwas Dummes sagst, zum Beispiel: «Ich könnte nicht neben der Hunziker sitzen, ohne ihr ins Décolleté zu fassen», steht es morgen in der Zeitung. Du könntest dich natürlich wegsetzen, es sind noch Plätze frei. Aber mittlerweile wirst du von mehreren Leuten verstohlen beobachtet. Wenn du dich wegsetzt, werden sie denken, dass du es aus Protest gegen seine Politik tust. Du möch-

>>> Fortsetzung auf Seite 64

»» Fortsetzung von Seite 63

test aber nicht, dass die Leute etwas über dich denken, egal was. Dir ist immer am wohlsten in Situationen, in denen du von anderen ununterscheidbar bist, zum Beispiel im Männerchor oder im Kino, wenn es dunkel wird. Also bleibst du sitzen und ärgerst dich darüber, dass dieser unsensible Kerl nicht endlich aussteigt.

Wie konnten die den nur in die Regierung wählen? Er hat überhaupt kein Gespür für die Mentalität der Schweizer. Er müsste doch wissen, dass Schweizer nicht gern neben Prominenten sitzen. Wenn er die Seele seines Volkes kennen würde, hätte er ein Taxi genommen, anstatt durch sein Auftauchen in einem öffentlichen Verkehrsmittel die Leute zu verunsichern. Und natürlich niest er jetzt wieder, damit du endlich «Gesundheit» sagst! Penetrant versucht er, mit dir in Kontakt zu kommen. Er will in der nächsten Talkshow sagen können: «Über dieses Thema habe ich kürzlich im Tram mit dem Stimmbürger gesprochen, der mit rotem Kopf neben mir sass.» Aber auf diesen Trick fällst du nicht herein! Er kann niesen, bis er blau wird, von dir wird er kein Wort hören! Soll er doch mit den zwei Geschäftsleuten, die im Mittelgang stehen und so tun, als würden sie ihn nicht erkennen, über Steuererhöhungen diskutieren! Du könntest eigentlich bei der nächsten Station schon aussteigen, sechs Stationen zu früh, und dann das nächste Tram nehmen, aussteigen ist ja nicht verboten. Aber andererseits hast du als freier Schweizer verdammt noch mal dasselbe Recht, in diesem Tram zu fahren wie er. Soll er doch aussteigen, wenn ihm hier etwas nicht passt! Das ist doch der Gipfel: Zuerst versucht er dauernd, dich anzuquatschen, und dann will er dich aus dem Tram rauskeln! «Aber wenn hier einer aussteigt, dann Sie!», sagst du laut.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Lirac, cool and hot

Von Peter Rüedi

Vor knapp zwei Monaten (*Weltwoche* Nr. 23/17) lobte ich an dieser Stelle einen Rosé, einen Tavel der erst 1986 gegründeten *Domaine de la Mordorée*. Sozusagen *contre cœur* – muss ich doch wider inzwischen besseres Wissen immer aufs Neue von einem Rosé überzeugt werden. Nun hat das Weingut mit dem sympathischen Namen (*mordorée* ist eines der Synonyme für *bécasse*, die Waldschnepfe, deren weitere Übernamen für vier Cuvées des Betriebs stehen: «La Remise», «La Dame Rousse», «La Belle Voyageuse» und «La Reine des Bois») – der Betrieb *Mordorée* hat auf 55 Hektaren in 38 Parzellen und acht Gemeinden gleich vier Standbeine an der südlichen Rhone. Vom Tavel abgesehen produziert man hier Erstklassiges aus den Appellationen *Châteauneuf-du-Pape*, *Condrieu* und *Lirac*, aus welcher letzterer, *Châteauneuf* gegenüberliegenden Zone ein Rotwein stammt, den hier nicht zu empfehlen eine unverzeihliche Unterlassungssünde wäre. *Jeb Dunnuck*, in *Parkers Wine Advocate* der Mann für die Rhone (u.a.), holt nach einem Rating von 93 Punkten für den *Lirac* «Reine des Bois» 2014 zu diesem Lob aus:

«Ich bezweifle, dass dies das langlebigste Exemplar dieser Cuvée ist, *but man, hats off to the team for this killer wine in a difficult vintage!*» Dem wäre nichts hinzuzufügen, wäre *Lirac* nicht, ganz wie *Gigondas* und *Vacqueyras*, die andern valablen Alternativen zum Superstar *Châteauneuf* an der südlichen Rhone, nach wie vor beim breiten Publikum unverdientermassen unterschätzt.

«A killer wine»: 30 % Grenache, 40 % Syrah, 30 % Mourvèdre, ein generöses Bouquet aus Frucht- und Blumennoten (Himbeeren, Brombeeren, Cassis, Veilchen, eine etwas caramellige Opulenz mit süssen Tanninen und sehr langem Finish), alles in allem keineswegs der arme Verwandte des *Châteauneuf*, vielmehr eine in diesem Ausmass überraschende Noblesse – trotz der blühenden Fleischlichkeit, die zugegeben eher an einen Rubens als an einen Modigliani oder gar Giacometti denken lässt. Ein bisschen strenger und kürzer an die Zügel genommen, aber immer noch vielschichtig irisierend und reichhaltig ist die Basisversion des *Lirac* von *Mordorée*, der 2015er «La Dame Rousse», eine Spur robuster (was auch eine Qualität ist), im Gegensatz zur «Reine des Bois» ganz im Stahltank ausgebaut, während bei dieser 30 % gebrauchtes Holz verwendet wurde. In den vom *Mistral* herangebrachten Aromen ist eine ganze provenzalische Polyphonie von dunklen Beeren, Pflaumen, Lavendel und Thymian auszumachen.

Der coole Fallwind aus Nordwesten, sagt *Mordorée*, lüftet während durchschnittlich 158 Tagen im Jahr ihre Rebberge und hält als Korrektiv zur Sommerhitze das Traubengut gesund und frisch.

Domaine de la Mordorée: La Reine des Bois Lirac rouge AOC 2014. 14,5 %. Brancaia Zürich. Fr. 29.80
Domaine de la Mordorée: La Dame Rousse Lirac rouge AOC 2015. 14,5 %. Brancaia Zürich. Fr. 19.80
www.vinothek-brancaia.ch

DIE WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.–





Auto

Sommer mit Diesel (I)

Durchs schöne Südtirol mit dem Porsche Cayenne. Teil 1:
Der Kampf gegen das schlechte Gewissen. *Von David Schnapp*

Es waren nicht nur unbeschwerte Tage, die ich in meinen Sommerferien erlebte. Sie fanden grösstenteils im schönen Südtirol statt, wo die perfekte Mischung aus österreichischer Zuverlässigkeit und italienischer Lebensfreude die Basis der Erholung bilden. Im Porsche Cayenne S Diesel hatte ich ein ideales Auto zur Verfügung: geräumig, komfortabel und, falls es mal von der asphaltierten Strasse wegging, auch noch geländegängig.

Allein, in diesen Tagen mit einem Fahrzeug unterwegs zu sein, bei dem der Schriftzug «Die-

sel» als kleine Plakette an den Seiten angebracht ist, kann belastend sein. Kurz bevor die mit einem Insektenbekämpfungsmittel belasteten Hühnereier in die Schlagzeilen gerieten, erfasste die Medienhysterie den Dieselmotor. Ein mafiaähnliches Kartell soll im grossen Stil Kunden und Behörden betrogen haben, hiess es. Dass die Belege dafür eher dünn waren und dass die Grenzwerte für das unfreundliche Stickstoffmonoxid und Stickstoffdioxid (NOx) fast willkürlich tief angesetzt sind, spielte dabei keine Rolle. Plötzlich wurden aus innovativen Konzernen unseriöse Organisationen. Aus effizienten Motoren – ganz dem politischen Dogma einer besseren, weil CO₂-befreiten Welt entsprechend – wurden Maschinen, die den Menschen nach dem Leben trachten.

Und in meinem Cayenne S knurrte leise der V8-Turbodiesel – der im Übrigen nicht betroffen von Software-Updates und Rückrufaktionen ist –, die ganze Familie und ihr umfangreiches Gepäck waren gemütlich und sicher unterwegs. Und die wenigen Male, die ich an eine Tankstelle fahren musste, fragte ich mich, was die Leute wohl von mir halten mochten. Vermutlich war es

den meisten egal – wie man aus Forschungen weiss, gibt es eine ziemliche Diskrepanz zwischen der Wahrnehmung der Welt durch Journalisten und derjenigen durch ihre Leser.

Der Dieselmotor nach Euro-6-Norm ist ein Wunder moderner Automobiltechnik. Dass man im halbstaatlichen Volkswagenkonzern mit fragwürdigen Methoden gearbeitet hat, ist inakzeptabel. Richtig wäre gewesen, den Behörden zu sagen, dass ihre Vorgaben zum Schadstoffausstoss mit der damals zur Verfügung stehenden Technik nicht zu erreichen waren. Deswegen aber eine ganze Technologie auf den Schrottplatz zu fahren, ist ebenso falsch. Das zeigt gerade der Dieselmotor, der in zwanzig Jahren Forschung und Entwicklung zu einem hocheffizienten, umweltfreundlichen Antrieb wurde.

Aggregate, die der neuesten Norm (Euro 6d) entsprechen, emittieren kaum noch NOx und sind praktisch feinstaubfrei. Gemäss dem unverdächtigen Bundesamt für Umwelt (Bafu) ging der NOx-Ausstoss in der Schweiz seit 1980 um 60 Prozent zurück, Feinstaub wurde um 50 Prozent reduziert. Die Bremsen eines Velos geben auf einen Kilometer 0,2 bis 0,5 Milligramm Metalloxide (Feinstaub) in die Umwelt ab, der Partikel-ausstoss eines Diesels liege bei 0,2 bis 0,5 Milligramm, wie Professor Thomas Koch, Leiter des Instituts für Kolbenmaschinen am Karlsruher Institut für Technologie (KIT), kürzlich sagte. Vielleicht gibt es auch für uns Dieselfahrer weniger Gründe, ein schlechtes Gewissen zu haben, als wir gerade meinen.

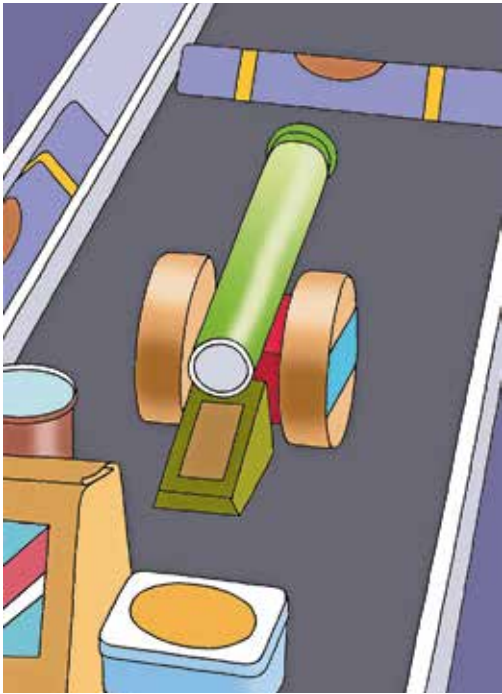
Cayenne S Diesel Platinum

Leistung: 385 PS/283 kW,
Hubraum: 4134 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 252 km/h
Preis: Fr. 110 400.–, Testwagen: 137 580.–



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einen Pensionär, der während der Mittagszeit seinen Wochen- oder wohl eher Monateinkauf erledigt, fragen, ob er einen (mit nur einem Artikel, wohlgerne) an der Kasse vorlassen würde? In meinem Fall lautete die Antwort, ich sei ein «freches Ding» und ich solle mich gefälligst «wie jeder Normalbürger auch» hintenanstellen, oder an eine andere Kasse gehen. War ich wirklich so frech?

Yasmine Afifi, Basel

Nein, keineswegs. Sie könnten den Pensionär dazu anregen, sein Feindbild von jungen Menschen zu revidieren, und sagen: «Vielen Dank für Ihre Grosszügigkeit, mich vorzulassen – ich bin nämlich in Eile, da in der knappen Mittagspause.» Diese Botschaft spült Vorurteile weg, gleichzeitig bleichen in diesem «Waschvorgang» diejenigen über ältere Menschen aus. Zu beachten ist die Reihenfolge: Dank und Lob zuerst, dann erst Anliegen mit Begründung vorbringen. Viel Erfolg beim nächsten Versuch! *Julia Onken*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Swiss first» müsste auch unseren Politikern – ob Stände-, National- oder Bundesrat – zuvorderst auf der Zunge liegen.» *Wil Vonier*

Klarer Blick

Nr. 30/31 – «Überleben in einer verrückten Welt»; Titelbild von Polo Hofer für das *Weltwoche*-Sommerheft

Was immer man über Trump denkt, «America first» ist nicht so schlecht, und «Swiss first» müsste auch unseren Politikern – ob Stände-, National- oder Bundesrat – zuvorderst auf der Zunge liegen. Dies sollten sie auch im Rahmen der Beziehungen zu unseren Nachbarstaaten einbeziehen. Viele Politiker haben bis dato nicht verstanden, dass es später ist, als sie denken. Bundespräsident Philipp Etters «Herrgott, ist das schön, Schweizer zu sein!» (anlässlich der Landi-Eröffnung von 1939) wird nur dann fort dauern, wenn wir unsere Demokratie aktiv leben und zu unseren Werten stehen.

Wil Vonier, Oberrieden

Der Ausdruck «America first» ist auf die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg zurückzuführen. Laden wir doch Herrn Trump ein ins schöne Berner Oberland und zeigen ihm den Ausblick vom Grindelwald-First. Dieser stand schon lange vorher dort! *Yolanda König, Spiez*

Das Titelbild beschreibt somit klar und deutlich die Voraussetzungen fürs Überleben in einer verrückten Welt: klarer Blick in die helle Zukunft, aber auch bereit für ein Überleben, wenn dunklere Zeiten anbrechen. Wir müssen nicht nur überleben, sondern die Zukunft mitgestalten. *Gernot Gwehenberger, Dornach*

Warmherzig

Nr. 30/31 – «Eine kleine Nachtmusik»; Nachruf auf Polo Hofer von Alice Hofer

Der Nachruf auf Polo Hofer von Alice Hofer ist sehr gefühlvoll, warmherzig und anschaulich geschrieben. *Andreas Schmied, Fräschels*

Rote Linien

Nr. 30/31 – «Man will die Lasten lieber verstecken»; Interview von Beat Gygi und Florian Schwab mit Hans-Werner Sinn

Der Blick auf die Zinspolitik der Europäischen Zentralbank (EZB) macht deutlich, dass wir uns mitten in einem Prozess befinden, in dem «rote Linien» überschritten werden, dass die (deutsche) Bundesbank zwar in grossem Umfang haftet, aber wegen der Stimmordnung permanent von den südlichen Ländern überstimmt wird, dass wir uns auf dem Weg in eine Transferunion befinden, mit besonderer Belastung Deutschlands, wobei auch das Thema eines europäischen Finanzministers und Budget-

rechts mitangeschnitten wird, was auch eine Neugründung der Bundesrepublik Deutschland notwendig machen könnte.

Hubertus J. Müller, Frankfurt (D)

Verrückt

Nr. 30/31 – «Überlebenswunder»; Editorial von Roger Köppel

Verrückt ist, wenn in unserer einzigartigen Demokratie immer mehr volksverachtende und verantwortungslose Leute in Parlament, Regierung, Verwaltung und Justiz Einsitz nehmen können. Verrückt ist, dass auch in unserem Land immer mehr ideologisierte Leute an die Schalthebel der Macht kommen. Wie die Realität beweist, können solche Personen das tüchtigste Volk zugrunderichten. Ist die Ursache dieser Verrücktheiten in unserem Demokratie-system zu orten? Oder könnte es sein, dass wir ein geradezu einfältig vertrauendes und fahrlässig leichtgläubiges Volk sind? Sollte dies zutreffen, dann sind wir Schweizer allerdings extrem verrückt. *Johannes Zweifel, Meinisberg*

Kunststück

Nr. 30/31 – «Schöner leben mit DJ Antoine»; Mark van Huisseling über den Musiker

An dieser Aufgabe wären wohl viele Autoren gescheitert: ein unterhaltsames, pointiertes und streckenweise investigatives Porträt zu schreiben über einen Menschen, der so aalglatt daherkommt, dass man auf ihm Schlittschuh laufen könnte. Ausgerechnet Mark van Huisseling gelang dieses journalistische Kunststück. Ich verneige mich somit, und man verzeihe mir, wenn mein Bückling etwas knirscht.

Thomas Grüninger, Thalwil

Wo bleibt der Anstand?

Nr. 30/31 – «Worte zur Schweiz»; Zitat der Kabarettistin Hazel Brugger

Hazel Brugger hat trotz ihrer Bekanntheit und bestätigter Intelligenz eine Meinung zur Schweiz, die im Vorkindergarten angesiedelt werden muss. Anstand und Respekt oder gar Kinderstube scheinen sie nicht zu belasten. Was hat die Schweiz ihr zuleide getan?

Hans Ulrich Stucki, Trübbach

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

1		2		3	4	5	6	7		8	9	10
				11							12	
13	14		15			16		17		18		
19					20							
			21							22		
23		24					25					
26				27				28			29	
30				31			32		33			
34				35			36				37	38
39						40					41	
				42				43				
	44					45					46	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Einer wie ein Bundesgenosse von einst

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Hat mit Tun zu tun, und sicher auch mit Handeln. 5 Die Devise wird ihm auch gerecht. 11 Wo Vereine und Trinker sich wohlfühlen. 12 Typisch Frühjahr, dass sie in Bern Publikum anzieht. 13 Miss Piggy liebt ihn leidenschaftlich. 16 Ob Mallorca oder Ibiza, man ist dann immer auch da. 19 Man kann es als festliche Tracht betrachten. 20 Ihr sei Dank ist die Hand dann allerhand. 21 Eignet sich als Füllgas von Lampen. 22 In Kambodscha hilft er beim Zahlen. 23 Ihr wurde etwas hinterlassen. 25 Das asiatische Land, mit ihnen in der Mehrzahl. 26 Mit und ohne Nackenschutz, Schutz seit alters her. 27 Man findet ihn oft im Parlament. 28 Fehlt ein i für das Ostafrikanische Land. 30 Man denkt da an Elefanten oder Schnecke. 32 Der katholische Pfarrer aus Frankreich bedeutet für den Briten Heilung. 34 Big, dieser Vulkan, sagen Australier. 35 Gehört zum Fliegen, wie nicht nur Jetsetter wissen. 39 Auf abweichende Art kommt es so heraus. 40 Sie bestätigt, dass SchweizerIn studiert. 41 Für den Franzosen ist sie ringsum von Wasser umgeben. 42 Dieser einst telegene Boy, Kurt Felix sei Dank. 43 Marx ohne Brothers, dafür mit jenem Mitstreiter. 44 Sie setzt politisch gutes Miteinander voraus. 45 Sie sind leidenschaftlich dabei. 46 Farbe, passt ideell ganz gut zu 43 waagrecht.

Senkrecht — 1 Tattoo-Kunst, und für die Maori weit mehr. 2 Grossforschungseinrichtung mit Gruss aus Genf. 3 Sind oft gebildet, teils vor allem eingebildet. 4 Sie ist leider prinzipiell existentiell. 5 Sauer Milchprodukt aus dem Nahen Osten. 6 Dynamik ohne Mechanik, dafür mit Begeisterung. 7 Jene Wanderung, einst in Amerikas Wildem Westen. 8 Sie bedeutet touristisch gesehen baldige Rückkehr. 9 Die wichtigsten werden aus Steinkohle und Holz produziert. 10 Stoff aus Baumwolle in Atlasbindung. 14 Schwaches Verb mit erfreulichem Effekt. 15 Pariser Restaurant-Legende (rue Royale). 17 Sie lassen den Wald stellenweise heller erscheinen. 18 Die grösste alpine Primelart, und immergrün dazu. 20 Das Kofferwort betrifft müde Autofahrer. 23 Die Eigenschaft schafft achtenswerte Bürger. 24 Bezaubern, betören und gar blind machen. 25 Für Monsieur le Commissaire ist es ein Auftrag. 27 Bäuerliche Werkzeuge, ebenso traditionell wie symbolisch. 29 Die Masse aus Blei, Kupfer und Schwefel wird zu verziertem Metallgegenstand. 31 Papst Pius X., wie er richtig hiess (Familiennamen). 33 Tropische Regenzeit, in Trinidad und Tobago bestens bekannt. 36 Den Schlüssel zur Lösung finden wir in Frankreich. 37 Verknüpfen muss man es mit der Romandie, dann haut es hin. 38 Vögel kennen es, Menschen aber auch.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 528

A	R	M	A	G	H	L	A	V	I	O	N		
F	L	O	E	Z	E	M	U	S	E	K	T	O	
E	L	U	R	U	H	A	C	K	B	R	E	T	T
T	T	A	L	E	N	T	I	E	R	T	O	S	
E	D	E	N	K	T	O	L	E	R	A	N	T	
R	E	N	D	E	M	I	E	D	A	M	E	R	
K	A	B	B	A	L	A	S	T	A	U	H	O	
G	I	E	N	U	R	A	T	L	I	A	M		
S	E	N	S	A	T	I	O	N	R	I	T	T	
M	E	D	I	C	O	G	A	L	I	C	I	E	N
O	E	T	I	K	I	E	E	T	H	O	S		
G	A	N	Z	I	N	A	S	A	N	I	D		

Waagrecht — 1 ARMAGH 7 AVION (franz. f. Flugzeug) 12 FLOEZ 13 EMUS 16 EKTO (-parasit) 17 ELURU 18 HACKBRETT 20 TALENTIERT 22 OS 23 EDEN 25 TOLERANT 27 DEMI 29 EDAMER 30 KABBALA 33 STAUB 34 GIEN 35 URAT 37 LIAM (William) 39 SENSATION 41 RITT 42 MEDICO (span. f. Arzt) 43 GALICIEN 45 ETHNIE 46 ETHOS 47 GANZ 48 NASA 49 NID

Senkrecht — 1 ALL 2 ROUTE 3 MERAN 4 AZUL (port. f. blau) 5 HEHN (Hahn) 6 LUCIO 8 VERTRAULICH 9 IKE (Spitzname Eisenhowers) 10 OTTONE 11 NOTSTROM 12 FETE 14 MATTI (finn. Variante v. Matthias) 15 SKELETT 19 BRED A 21 EKEL 24 DRAGEE 26 AMBITION 27 DANACH 28 MAUI 31 BINDEN 32 BESITZ 33 SANA (lat. f. gesund[er Geist]) 36 ROGEN 38 ATESI (Saite) 39 SMOG (aus engl. smoke, Rauch und fog, Nebel) 40 TONI (bekannter österr. Fussballer, Jogurth-Marke) 41 RITA 44 LES

Lösungswort — GRATULATION

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

SUMMER DEAL



JAGUAR F-PACE
WINNER
WORLD CAR AWARDS
2017 WORLD CAR OF THE YEAR
2017 WORLD CAR DESIGN OF THE YEAR

JETZT SENSATIONELLES 0.9%-LEASING.

Klingt wie ein Sommermärchen, ist aber wahr: Sie profitieren jetzt von einem sensationellen **0.9%-Leasing** bei den JAGUAR Modellen XE, XF und F-PACE. Das Märchen geht aber noch weiter: Zusätzlich erhalten Sie den attraktiven Celebration Bonus für kostenlose Ausstattungsoptionen im Wert von CHF 3'090.- für F-PACE, CHF 7'090.- für XE und CHF 8'090.- für XF. JAGUAR lässt Ihre Träume wahr werden – mit einem Sommermärchen mit Happyend!

Jetzt beim teilnehmenden JAGUAR Partner profitieren.

jaguar.ch

LEASING
0.9%

90 YEARS
CELEBRATION JAGUAR

CELEBRATION BONUS

FREE SERVICE
4 Jahre/100'000 km

THE ART OF PERFORMANCE

Die Leasing-Aktion läuft vom 1.6.2017 bis auf Widerruf und gilt für alle XE, XF und F-PACE Modelle (Neuwagen) der Marke JAGUAR bei Finanzierung über die Multilease AG. Leasingbeispiele abgebildete Modelle: XE S 3.0 V6, aut., 380 PS (280 kW), Normverbrauch gesamt: 8.1 l/100 km, 194 g CO₂/km, 41 g CO₂/km aus der Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienz-Kategorie: G, empfohlener regulärer Preis CHF 68'500.-, abzüglich Celebration Bonus CHF 7'090.-, 5% Rabatt CHF 3071.-, empfohlener Nettoverkaufspreis CHF 58'339.-, Leasingrate CHF 648.-/Mt., Anzahlung 10% CHF 5'834.-, XF S 3.0 V6, aut., 380 PS (280 kW), Normverbrauch gesamt: 8.3 l/100 km, 198 g CO₂/km, 42 g CO₂/km aus der Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienz-Kategorie: G, empfohlener regulärer Preis CHF 79'200.-, abzüglich Celebration Bonus CHF 8'090.-, 5% Rabatt CHF 3'556.-, empfohlener Nettoverkaufspreis CHF 67'554.-, Leasingrate CHF 806.-/Mt., Anzahlung 10% CHF 6'755.-, F-PACE S AWD 3.0 V6, aut., 380 PS (280 kW), Normverbrauch gesamt: 8.9 l/100 km, 209 g CO₂/km, 45 g CO₂/km aus der Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienz-Kategorie: G, empfohlener regulärer Preis CHF 88'900.-, abzüglich Celebration Bonus CHF 3'090.-, 5% Rabatt CHF 4'291.-, empfohlener Nettoverkaufspreis CHF 81'519.-, Leasingrate CHF 872.-/Mt., Anzahlung 10% CHF 8'152.-. Durchschnitt aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge: 134 g CO₂/km. Effektiver Jahreszinssatz: 0.9%, Laufzeit: 48 Mte., 10'000 km/Jahr, exkl. obligatorischer Vollkaskoversicherung. Eine Anzahlung ist nicht obligatorisch (mit entsprechender Anpassung der Leasingraten). Die Kreditvergabe ist unzulässig, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Free Service: 4 Jahre oder 100'000 km. Es gilt das zuerst Erreichte. Änderungen jederzeit vorbehalten. Celebration Bonus gültig bis auf Widerruf.